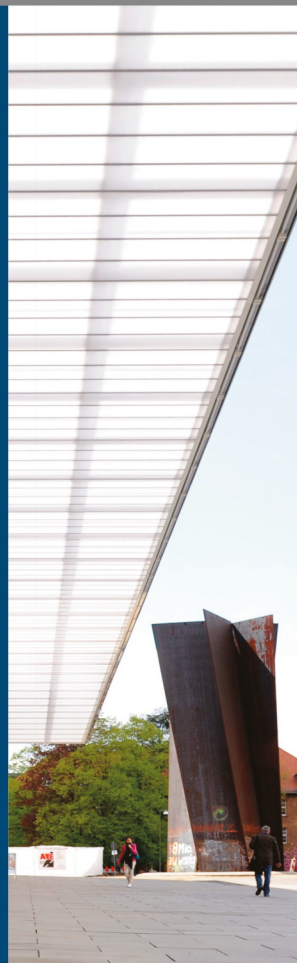


UNIVERSITÄTSREDEN 101

Akademische Feier
zum 75. Geburtstag von
Herrn Universitätsprofessor
Dr. Gerhard Sauder



universaar

Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Universitätsprofessor Dr. Gerhard Sauder

Akademische Feier

zum 75. Geburtstag von

**Herrn Universitätsprofessor
Dr. Gerhard Sauder**

13. September 2013

© 2014 *universaar*
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

Herausgeber Der Universitätspräsident

Redaktion Universitätsarchiv mit Prof. Dr. Ralf Bogner

Vertrieb Presse und Kommunikation
der Universität des Saarlandes
66123 Saarbrücken

ISBN 978-3-86223-135-5

URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-1177

Satztechnik: David Lemm

Fotos: Jörg Pütz (Umschlag), Dr. Gregor Scherf (Portrait)

Druck: Universitätsdruckerei

Inhalt

Vorbemerkung	7
Priv.-Doz. Dr. Sascha Kiefer, Universität des Saarlandes	
Grußwort	9
Prof. Dr. Volker Linneweber, Präsident der Universität des Saarlandes	
Grußwort	13
Prof. Dr. Dr. h.c. Roland Marti	
Dekan der Philosophischen Fakultät II – Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität des Saarlandes	
Grußwort	17
Prof. Dr. Christiane Solte-Gresser, Universität des Saarlandes	
Grußwort	19
Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink, Université de Strasbourg	
Johann Gottfried Herder: Der Flug der Liebe	23
Dr. Julia Bohnengel, Universität des Saarlandes	
Johann Wolfgang Goethe: Dauer im Wechsel	27
Dr. Inge Wild, Universität Mannheim	
Achim von Arnim: Ritt im Mondschein	31
Priv.-Doz. Dr. Christof Wingertzahn, Goethe-Museum Düsseldorf	
Conrad Ferdinand Meyer: Der römische Brunnen	33
Priv.-Doz. Dr. Sascha Kiefer, Universität des Saarlandes	
Else Lasker-Schüler: Ein alter Tibetteppich	35
Prof. em. Dr. Reiner Wild, Universität Mannheim	

Else Lasker-Schüler: Die Verscheuchte Prof. Dr. Sabina Becker, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg	39
Joachim Ringelnatz: Im Park Prof. Dr. Matthias Luserke-Jaqui, Technische Universität Darmstadt	43
Christa Reinig: Robinson Klaus Ackermann, Gymnasium am Steinwald, Neunkirchen/ Staatliches Studienseminar, Saarbrücken	47
Hilde Domin: Ziehende Landschaft Dr. Dirk Baldes, Universität Daugavpils	51
Rolf Dieter Brinkmann: Einen jener klassischen Priv.-Doz. Dr. Reiner Marx, Universität des Saarlandes	55
Robert Gernhardt: Deutung eines allegorischen Gemäldes Dr. Dominik Schmitt, Universität des Saarlandes	59
Wulf Kirsten: miszelle Prof. em. Dr. Stéphane Michaud, Université Sorbonne Nouvelle – Paris 3	63
Dankesworte Prof. em. Dr. Gerhard Sauder, Universität des Saarlandes	67
Bibliographie 2003 ff. Prof. em. Dr. Gerhard Sauder, Universität des Saarlandes	69

Sascha Kiefer

Vorbemerkung

Als die Frage im Raum stand, wie Gerhard Sauder zu seinem 75. Geburtstag am besten zu ehren sei, war es der Jubilar selbst, der die Idee eines ‚Schülertreffens‘ hatte: Kein großer Festvortrag, kein mehrtägiges Kolloquium, sondern ein Zusammenkommen im kleinen bis mittleren Rahmen, das den ‚Sauderianern‘ der verschiedenen Generationen die Möglichkeit bieten sollte, ein jeweils von ihnen besonders geschätztes Gedicht vorzutragen und mit kommentierenden Anmerkungen zu versehen.

Diese Anregung haben wir sehr gerne aufgegriffen. Alle diejenigen, die angeschrieben wurden, weisen natürlich einen engen Bezug zu Gerhard Sauder auf: In vielen Fällen hat er die akademischen Abschlussarbeiten, die Dissertationen und Habilitationen betreut; ohne Ausnahme jedenfalls hat die Begegnung mit Gerhard Sauder den jeweiligen akademischen Lebensweg beeinflusst. Wir wissen aus Rückmeldungen und Gesprächen, dass sich jede Beiträgerin, jeder Beiträger lange und intensiv mit der Auswahl ihres bzw. seines Gedichtes beschäftigt hat. In der Summe ist eine schöne Reihe von Gedichten zusammengekommen, die einen zeitlichen Bogen vom 18. Jahrhundert bis in die unmittelbare Gegenwart hinein schlägt.

Die vorliegende Veröffentlichung möchte die Feier für Gerhard Sauder vom 13. September 2013 dokumentieren; daher erfolgt die Publikation sowohl der Grußworte als auch der kurzen Vorträge weitgehend in der Form, in der die Texte auch mündlich vorgetragen wurden. Das gilt auch für die persönlichen Widmungen an den Jubilar; denn das vorliegende Heft der Universitätsreden will sich nicht zur wissenschaftlichen Sammelpublikation aufschwingen, sondern in erster Linie Zeugnis ablegen von einer gelungenen und keineswegs nur im Akademischen fundierten Veranstaltung.

Volker Linneweber

Grußwort

Verehrter Herr Emeritus Sauder,
sehr geehrter Herr Dekan,
meine verehrten Damen und Herren!

Zur Vorbereitung auf diese Veranstaltung (gewährleistet wie so oft durch unseren Universitätsarchivar Wolfgang Müller) erhielt ich eine Broschüre mit den, wie ich beim Aufschlagen derselben annahm, heute zu haltenden Reden. Ich dachte: ‚Donnerwetter, das geht aber schnell!‘, und suchte meine eigene Rede – die ich dann aber nicht fand. Ich begann mit der Lektüre, und es dämmerte mir schon: Dieses Büchlein trägt nicht so vordergründig und schnell erkennbar sein Jahresdatum. Ich hatte es zu schnell geöffnet, und offensichtlich, ohne auf das Erscheinungsjahr zu achten. Hängengeblieben bin ich, verehrter Herr Sauder, bei dem Teil *Dank*, den Sie hier zum – wie ich immer noch annahm – heutigen Tag formulieren. Und ich fand einige Passagen, die ich Ihnen vorlesen möchte und die mich zunächst immer weiter in der Auffassung bestärkten, sie seien ganz aktuell und auf den heutigen Tag bezogen:

„1976 empfang mich der damals amtierende Präsident Faillard freundlich, aber auch ein wenig frostig: Wir haben kein Geld – die von Ihnen benötigten Hilfskraftstunden können wir nicht finanzieren. Kurz vorher stand im ‚Spiegel‘, die Universität des Saarlandes sei so gut wie pleite, und könne kaum noch ihre Stromrechnung zahlen.“ – Ich fühlte mich im Jetzt. – „Dies kommt uns alles recht bekannt vor – die öffentliche Armut hat in Deutschland und im Saarland Tradition. Allerdings kann man damit offenbar durchaus leben. Für alle Projekte, Veröffentlichungen und Symposien waren – meist aus verschiedenen Quellen – die nötigen Mittel zu bekommen. Die saarländischen kurzen Wege haben sich dabei durchaus bewährt. Ich hatte oft den Eindruck, es würde den Vertreter der um Hilfe gebetenen Institutionen fast schmerzen, wenn er eine klare Absage hätte erteilen müssen – ein bisschen Hilfe war doch möglich. Die einzige Universität des Landes ist in diesem Sinne, trotz aller nötigen finanziellen Beschränkungen, meist gut behandelt worden. Schmerzlicher“ – auch das schien sich mir durchaus auf heute zu beziehen – „waren die politischen Ent-

scheidungen über Einschnitte in die Struktur der Universität. 1990 wurde ich Dekan einer Philosophischen Fakultät, die noch 90 Professoren zählte. Durch altersbedingtes Ausscheiden vakante Stellen boten die Möglichkeit, ganze Fächer zur Disposition zu stellen. Die Fakultät hat damals [...]“– und so weiter und so fort.

Ich war irritiert, weil ich dachte: In dieser Klarheit habe ich die heutige Situation noch nirgendwo erfasst gesehen, und war noch mehr darauf gespannt, was ich denn dazu sage, und habe weitergesucht, aber nichts gefunden, bis ich dann feststellte – und jetzt erklärt es sich: Dieses Büchlein bezieht sich auf ein Ereignis vor zehn Jahren! Und plötzlich fühlte ich mich wie ein Akteur in einer Endlosschleife, der sich praktisch dreht, damit dieses Band um ihn herum läuft, und vielleicht noch dynamisiert wird, und ich fragte mich: *Was machen wir eigentlich?*

Wir machen immer wieder die gleichen Dinge (ich habe bewusst gesagt: ‚Dinge‘, nicht ‚Fehler‘!). Wir reden immer wieder von den gleichen Prozessen. Wir sind immer wieder in die gleichen Entwicklungen involviert. Und eigentlich müssten wir doch inzwischen Mechanismen und Maßnahmen entwickelt haben, souveräner damit umzugehen, aber jedes Mal quälen wir uns wieder aufs Neue. Ich will den heutigen Tag nicht mit Sorgen belasten, aber dennoch: Vielleicht sollten wir, wenn wir auf die letzten zehn Jahre zurückblicken, die Sie, Herr Sauder, als aufmerksamer Beobachter der Universität im Blick hatten – und ich habe Sie bei vielen Ereignissen gesehen –, letztlich optimistisch in die Zukunft sehen. Die letzten zehn Jahre waren in vieler Hinsicht hervorragend: Ich denke hier etwa an die bauliche Entwicklung auf dem Campus, an die Ansiedlung weiterer Forschungsinstitute oder den Ausbau der profilgebenden Schwerpunkte der Universität. Sicher, es wurden Sorgen formuliert; es hat bestimmte Einschnitte gegeben, die uns alle sehr betroffen machten, immer noch betroffen machen, aber ich glaube, wir sollten gelegentlich auch auf die Kölner hören, die sich an dem Spruch orientieren: ‚Et kütt, wie et kütt, un et hätt noch immer jot jejange!‘

Vielleicht wäre das ein Motto, das man der Politik entgegenhalten sollte, wenn heute wieder von ganz dramatischen Entwicklungen für die Zukunft gesprochen wird. Ich bin froh, heute zweimal in einem Kontext zu sein, der zur Identität der Universität und ihres Umfeldes gehört. Denn ich komme gerade von einer Sitzung der *Stiftung Saarländischer Kulturbesitz* und kann den hiesigen Kulturaffinen – und ich gehe davon aus, das sind alle! – mitteilen, dass wir bei der Besetzung des Vorstandes auf gutem Weg sind. Und ich bin heute in einer Veranstaltung, bei der die Universität des Saarlandes Flagege zeigt durch Ihre Präsenz, für die ich mich sehr herzlich bedanke: einem Emeritus Dank zu erweisen, Dank auszusprechen für sein Wirken hier. Das werden andere ver-

mutlich ausführlicher tun: Wir haben eine unausgesprochene Non-Redundanz-Verabredung, der Dekan und ich. Deswegen konzentriere ich mich vielleicht noch ein wenig auf die Psychologie des Emeritus, aber, auf einen Ratschlag von Herrn Marti hin, in einer Abwandlung: Ich möchte ein paar Worte zur Sozialpsychologie des Dekans verlieren.

Sozialpsychologie beschäftigt sich bekanntlich mit der Interaktion und der Kommunikation zwischen Personen. Das wird heute manchmal vergessen, weil es in diesem (meinem eigenen) Fach immer mehr auch um Hirntätigkeiten geht. Die Sozialpsychologie ist also die Wissenschaft zur Beschreibung und Erklärung des Verhaltens zwischen Personen. Und, verehrter Herr Sauder, wir haben es mehrmals besprochen, vor fast einem Vierteljahrhundert war ich in der Position, von Ihnen meine Habilitationsurkunde in Empfang zu nehmen. Und von daher ist nicht nur die *Persönlichkeit Sauder*, sondern auch die *Unterschrift Sauder* eigentlich etwas, mit dem ich in der Zeit danach sehr häufig konfrontiert wurde. Dauernd musste man dieses Dokument für die diversen Bewerbungen kopieren; einige von Ihnen werden das kennen.

Ich möchte aber nicht auf diesen Akt der Überreichung der Urkunde zu sprechen kommen, wenn ich die Sozialpsychologie des Dekans thematisiere, sondern auf die Funktion in einem Interaktionszusammenhang, in diesem Falle zwischen Habilitand und Dekan, der dem Habilitanden eine Sicherheit gegeben hat, von der ich wünsche, dass jeder Habilitand und jede Habilitandin an dieser Universität sie erhält. Ich war involviert in ein nicht ganz einfaches Verfahren, weil ich quasi in einen Bereich hinein wollte, ein wenig quer von einer anderen Fachrichtung aus, in die heilige Psychologie, von der damaligen Fachrichtung Erziehungswissenschaft in die heilige Psychologie, und es gab etwas zu thematisieren im Zusammenhang mit meiner Venia, die am Ende ‚Sozialpsychologie‘ lautete. Ich habe den Nicht-Psychologen Sauder aufgesucht und ihn als sozialpsychologisch extrem geschickt agierenden Dekan erlebt. Und dafür danke ich Ihnen heute noch! Sie, lieber Herr Sauder, haben mir damals eine Sicherheit gegeben, was dieses Verfahren angeht, ich habe von Ihnen eine Unterstützung erhalten, die ausgesprochen wichtig war im Verlaufe dieses Verfahrens. Vielen Dank nochmals dafür! Ich gehe davon aus, dass Sie ja nicht nur als Dekan, sondern vor allem auch als Lehrstuhlinhaber auf Ihrer Professur von diesem ruhigen, bedachten, sehr, sehr verlässlichen und zuverlässigen Handeln geprägt waren. Und das ist unglaublich wichtig für die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler. Der aktuelle Dekan wird bestätigen, dass wir zurzeit großes Glück haben mit allen Dekanen an dieser Universität, die sich durch diese Merkmale auszeichnen. Aber das ist die Geschichte einer Universität, die sich durch solche Persönlichkeiten wie Herrn Sauder in ihrer Amtsführung eigentlich dokumentiert: Eine Universität gewinnt eine Identität und ein Gesicht

und eine Historie auch und besonders durch solche Akteure. Und ich glaube, dass die gute Zusammenarbeit zwischen dem Präsidium und den Dekanen, die wir heute haben, nicht von ungefähr kommt und nicht zufällig ist: Sie hat ihre Geschichte, geht zurück auf Modelle und Vorbilder dieser Art! Und dafür meinen ganz, ganz herzlichen Dank!

Zum heutigen Tag:

Eine Universität ist ja nun auf der einen Seite ein schnöder Arbeitgeber oder ein schnöder *Ermöglicher* für die Ausübung wissenschaftlicher Tätigkeit, aber unvergleichlich mit anderen. Denn: Stellen Sie sich mal vor, in einem Unternehmen entwickle sich eine Tradition, dass jemand zehn Jahre nach dem Ausscheiden zurückkehrt und so viele Leute sich einfach aufgefordert sehen, kommen, feiern und sich darauf beziehen – es wäre undenkbar! Und ich glaube, das ist ein Spezifikum der Universität, dass sie dieses ermöglicht, dass sie eine Kultur darstellt, die eine akademische ist, aber auch eine, die einen Menschen, die ein Wirken in ihr als Teil der Persönlichkeitsentfaltung sieht. Von daher bin ich sehr froh, dass wir Ereignisse wie das heutige haben! Und ich bin auch sehr, sehr darauf bedacht, dass wir diese Tradition aufrecht erhalten und die Universität nicht nur betrachten als einen Ort temporären akademischen Tuns, wie in einer Firma (obwohl wir uns ja teilweise so verhalten müssen, als wären wir eine Firma!), sondern als einen Ort, an dem eine Kultur gepflegt wird. Und ich wünsche mir, dass dieser Tag das in seinem künftigen Verlauf auch noch durch weitere Indikatoren demonstrieren wird!

Ganz herzlichen Dank!

Ganz herzlichen Glückwunsch!

Ad multos annos!

Textnachweis

Gerhard Sauder: Dank. In: Allem Abschied voran. Reden und Vorträge anlässlich der Feier des 65. Geburtstages von Gerhard Sauder. 24. Oktober 2003. Saarbrücken: Universität des Saarlandes 2004 (= Universitätsreden, 54), S. 31–35, hier S. 31.

Roland Marti

Grußwort

Liebe Frau Sauder, lieber Herr Sauder,
liebe Anwesende,

als Dekan einer Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes, die insbesondere den Sprach- und Literaturwissenschaften verpflichtet ist, pflegt man Themen mit einem philologischen bzw. historischen Instrumentarium anzugehen. Für beide genannten Bereiche ist dabei der Grundsatz ‚ad fontes‘ maßgeblich. Im Falle eines entpflichteten Professors der Fakultät bestehen die ‚fontes‘ aus den Personalakten im Archiv der Fakultät. Diese können natürlich nicht wiedergeben, „wie es eigentlich gewesen“ (wie es die Geschichte nach Leopold von Ranke gerne hätte), sondern sie können nur einen sehr beschränkten Ausschnitt aus dem weiten Tätigkeitsspektrum eines Professors dokumentieren. Trotzdem will ich mich im Folgenden auf die Akten verlassen, diese Quelle allerdings auch noch mit eigenen Erinnerungen ergänzen.

Die Personalakte von Herrn Kollegen Sauder beginnt mit der Berufungsvereinbarung vom 2. April 1976, in der dem zukünftigen Professor bei Annahme des Rufes unter anderem die Ausstattung mit Literatur, *Tonbändern* und Einrichtungsgegenständen zugesagt wurde. Im Kontext von 1976 mutet die Zusage, Tonbänder zur Verfügung zu stellen, sehr zukunftsweisend an, nimmt sie doch die zu jenem Zeitpunkt erst in Umrissen erkennbare Medienwissenschaft auf dem Gebiet der Germanistik vorweg.

Die Quellen lassen erkennen, dass Herr Kollege Sauder schon früh spürte, wie anstrengend der Spagat zwischen Lehre und Forschung sein kann. Als Beleg kann ich aus seinem Antrag für ein Forschungssemester im Wintersemester 1977/78 zitieren: „Ich darf darauf hinweisen, daß ich [...] durch die Prüfungsbelastung wie durch stark frequentierte Lehrveranstaltungen während des Semesters bestenfalls Zeit für eine Rezension finde.“ Das Forschungssemester entsprach dann offensichtlich den Vorstellungen von Herrn Kollegen Sauder, da sich in seinem Bericht zuhanden des Ministeriums folgender Satz findet: „Ich danke für die mir ermöglichte Forschungsarbeit, zumal mir das jetzige Amt als Prodekan keine Zeit mehr dazu läßt.“ (Bericht vom 21.11.1978)

Das Zitat aus dem Bericht weist allerdings auch darauf hin, dass Herr Kollege Sauder nicht nur Lehre und Forschung sehr ernst nahm, sondern sich ebenso in der akademischen Selbstverwaltung engagierte, da er nach dem Forschungssemester gleich als Prodekan wirkte, was bei der damaligen Universitätsstruktur ungefähr dem heutigen Amt eines Dekans entsprach.

Im Anhang zu diesem Bericht werden übrigens auch die wissenschaftlichen Beiträge aufgelistet, die Frucht dieses Forschungssemesters waren. Sie zeigen, wie breit die Interessen von Herrn Kollegen Sauder schon damals waren. Sappop gesprochen kann man sagen, dass er thematisch von der Jungfrau von Orléans zum ‚zärtlichen‘ Klopstock weite Bereiche der deutschen Literatur abdeckte. Dabei steht aber immer wieder im Mittelpunkt die Empfindsamkeit.

Der eigentliche Schwerpunkt der Forschungstätigkeit von Herrn Kollegen Sauder war aber Goethe. Man kann zu Recht sagen, dass durch die Tätigkeit der Saarbrücker Germanistik der Goethe-Forschung ein zentrales Hilfsmittel an die Hand gegeben wurde, nämlich die sogenannte „Münchener Ausgabe“, die bei Hanser von 1985 bis 1998 erschien. Eigentlich müsste sie „Saarbrücker Ausgabe“ heißen, aber wieder einmal ist saarländische Bescheidenheit vor bayerischer Dominanz in den Hintergrund getreten. Goethe verbindet mit dem Saarland also nicht nur und nicht einmal in erster Linie der Besuch des Brennenden Berges und die Erinnerungstafel am Ludwigsplatz, sondern die Ausgabe seiner Werke nach Schaffensepochen, an der von Saarbrücker Seite der Geehrte zusammen mit Herrn Kollegen Richter entscheidenden Anteil hatte.

Ein weiterer Eckpunkt im Leben von Herrn Kollegen Sauder an der Universität des Saarlandes war ein „DFG-Forschungsfreijahr“ 1981/82. Nach schwer nachvollziehbaren DFG-internen Rechenmodellen bestand allerdings in diesem Fall das „Forschungsfreijahr“ nur aus sechs Monaten. 1983 folgte ein Ruf nach Freiburg im Üechtland, der von der Universität des Saarlandes abgewehrt werden konnte. Bei den Abwehrverhandlungen wurden Herrn Kollegen Sauder Hilfskraftmittel in einem bestimmten Umfang zugesprochen. In den Akten findet sich allerdings der handschriftliche Vermerk „wurden noch nie abgerufen“. Vielleicht wäre jetzt der geeignete Zeitpunkt, dieses Versäumnis nachzuholen.

1990 war Herr Kollege Sauder visiting scholar in Melbourne, und unmittelbar daran schloss sich seine Zeit als Dekan der großen Philosophischen Fakultät an. Auch hier ist für das Amtsverständnis und das Pflichtbewusstsein von Herrn Kollegen Sauder eine Passage aus einem Brief an den Präsidenten kennzeichnend: „Ich [...] bitte Sie um Verständnis für mögliche Schwierigkeiten des Anfängers in diesem Amt.“ (Brief vom 25.10.1990) Aus eigener Erinnerung kann ich allerdings versichern, dass von solchen „Schwierigkeiten des Anfängers“ nichts zu merken war.

Nach seiner Amtszeit als Dekan stellte Herr Kollege Sauder einen Antrag auf ein Forschungssemester, das er später als üblich antreten konnte. Auch hier ist die Begründung für diese Verschiebung hinsichtlich der Formulierung bemerkenswert: „Bekanntlich wird aber einem Dekan diese angenehme Form der forschungsintensiven Beurlaubung nicht gewährt.“ (Brief vom 9.12.1991)

Erwähnenswert ist in den Akten auch noch ein Hinweis darauf, wie Herr Kollege Sauder seinen 60. Geburtstag feierte, nämlich mit einer Tagung zu „Literatur und Kultur des Rokoko“. Zum Goethe-Gedenkjahr organisierte er eine Ringvorlesung, die in der Stadtgalerie stattfand und damit bewusst die Verbindung der Universität zur Stadt suchte. Sie kann gleichsam als Vorläufer für die mittlerweile gut etablierten Ringvorlesungen der Universität in der Stadt gelten. Eine davon, die auch besonders gut besucht wird, ist heute noch immer der Literatur gewidmet, findet allerdings aufgrund des großen Zuspruchs mittlerweile im Rathausfestsaal statt.

Herr Kollege Sauder wurde mit Ende des Sommersemesters 2006 entpflichtet, kann also auf eine dreißigjährige Tätigkeit an der Universität des Saarlandes zurückblicken. Dafür ist ihm die Universität und in ganz besonderem Maße natürlich die Fakultät, die ich hier vertreten darf, zu Dank verpflichtet, und diesen Dank will ich hiermit öffentlich noch einmal aussprechen.

Christiane Solte-Gresser

Grußwort

Sehr geehrter Herr Präsident,
sehr geehrter Herr Dekan,
sehr verehrter Kollege,
lieber Herr Sauder,

so viele Ihrer Schüler hier um Sie versammelt zu sehen, ist, wie ich finde, eine schöne und anrührende Sache, weil es zeigt, wie sehr sich all diese Menschen mit Ihnen verbunden fühlen. Und das hat offensichtlich damit zu tun, dass Sie sich nach wie vor mit ihnen verbunden fühlen.

Eine Beziehung zur Fachrichtung als Institution ist natürlich etwas anderes. Aber auch wir freuen uns, dass Sie nach wie vor eng zur hiesigen Germanistik gehören und uns ab und zu durch Ihre Präsenz die Ehre erweisen.

Nun wurden Sie ja emeritiert, schon einige Jahre bevor ich überhaupt eine konkrete Vorstellung davon hatte, was Professoren genau machen und wo Saarbrücken eigentlich liegt. Als ‚echte Kollegen‘ haben wir uns also nie kennengelernt. Gleichwohl waren Sie mir natürlich ein Begriff über die Münchner Goetheausgabe und weil ich ohne Sie womöglich nicht wüsste, wer Ludwig Harig ist. Aber Ihr Lebenswerk zu würdigen ist heute nicht meine Aufgabe, das tun andere und haben andere getan.

Mir bleibt zu sagen: Unsere Emeriti sind uns natürlich auch, aber nicht nur wegen ihres Lebenswerks geschätzte Kollegen. Besonders willkommen sind sie in personam, als konkrete Menschen. Ob auf dem Gang, am Kopierer, als hereinschneierender Besucher in den Büros: Sie, lieber Herr Sauder, haben stets ein Buch auszuleihen, einen Sonderdruck zu verschenken, etwas Wichtiges über einen Kollegen zu berichten, einen Lektüretipp zur Hand, eine liebenswürdige, anerkennende Bemerkung zu unseren aktuellen Projekten auf den Lippen.

All das zeigt, dass Sie Anteil nehmen – und allein das ist keine Selbstverständlichkeit. Es zeigt aber auch etwas anderes: dass Sie Zeit haben; Zeit zu lesen, zu forschen, zu beobachten, was die anderen Germanisten interessiert und beschäftigt. Damit erinnern Sie uns in manchmal fast schon schmerzlicher Art und Weise an das, was wir selbst mit großer Leidenschaft taten, würden

wir nicht ständig organisieren, verwalten, rechnen, managen, Politik betreiben. Kurz: Sie helfen uns nicht zu vergessen, weshalb wir diesen wunderbaren Beruf überhaupt gewählt haben.

Nicht zuletzt sind Sie als Emeritus ja auch so etwas wie das Gedächtnis der Fachrichtung: Jemand, der nicht nur ein großer Gelehrter ist, sondern der die Menschen kennt, der einen reichen Schatz an Erfahrungen und Erinnerungen hat. So konstatieren Sie zwar immer wieder einmal, man kenne inzwischen ja kaum noch jemanden bei all der derzeitigen Fluktuation – und in der Tat ist in den letzten Jahren in der Germanistik viel geschehen. Einige der ganz neuen Kollegen, die ich besonders begrüße, haben sich Ihnen zu Ehren auch gleich dazugesellt. Aber wir alle sind auch froh, dass es Kollegen gibt, die einen Teil unserer Geschichte bewahren, nicht zuletzt angesichts gleich mehrerer Abschiede, die wir in letzter Zeit begehen mussten: den Abschied nämlich von den Kollegen Gerhard Schmidt-Henkel, Armand Nivelle, Barbara Sandig und von Frau Doris Zintel. Sie halten also auch ein Stück Geschichte für uns lebendig. Und die unauflösliche Verbindung von Geschichte und Literatur ist ja etwas, was nicht nur zu Ihren wichtigsten Interessen und Kompetenzen gehört, sondern uns alle gleichermaßen angeht und umtreibt.

Dass Sie in unserer Fachrichtung viel Wertschätzung erfahren, zeigt sich schließlich, zumindest symbolisch, auch in einem kleinen Geschenk, das Sie ja ausdrücklich nicht persönlich für sich wünschen, sondern einem überindividuellen Zweck zukommen lassen möchten: der Unterstützung internationaler Institutspartnerschaften, hier vor allem derjenigen mit Georgien, die Ihnen ja besonders am Herzen liegt. Auch hier, kann ich Ihnen versichern, handelt es sich um ein Anliegen, das wir alle teilen. Insofern möge es ein klein wenig dazu beitragen, dass die internationalen Beziehungen weiter florieren.

Ihnen, lieber Herr Sauder, möchte ich im Namen der gesamten Fachrichtung von Herzen gratulieren! Wir wünschen Ihnen alles erdenklich Gute und heute einen bereichernden Nachmittag, auf den ich sehr gespannt bin.

Gonthier-Louis Fink

Grußwort

Monsieur le Président,
Monsieur le Doyen,

Je vous remercie de m'avoir permis de me joindre à vous lors de l'hommage que la Faculté rend au professeur Sauder à l'occasion de son 75^e anniversaire et ainsi à travers moi d'associer l'Université de Strasbourg comme lors de notre longue collaboration passée. Je suis content de pouvoir joindre ainsi ma petite gerbe à la couronne que vont lui dresser ses collègues et ses anciens étudiants, devenus ses amis.

Cher Collègue, Cher Ami,
Mesdames, Messieurs,
chers Collègues

Quand on jette un coup d'œil sur l'ensemble des activités du professeur Sauder, chercheur, éditeur et directeur de thèses, et sur ses nombreuses publications, on est ébloui par l'immense somme de travail que cela représente. Elle implique un genre de vie presque monacal. Heureusement, contrairement à von Thümmel, – le romancier auquel Gerhard Sauder a consacré sa thèse, – lui-même a su éviter cette mélancolie que Thümmel avait attrapée *enfermé dans sa bibliothèque* et qu'il cherchait à oublier grâce à son voyage dans le Languedoc, ce qui nous vaut, il est vrai, un amusant roman, alternant vers et prose comme son modèle Bachaumont et Chapelle (1663). Certes plus prosaïquement, mais aussi plus efficacement, le professeur Sauder a su équilibrer sa vie en se consacrant d'une part à ses étudiants, et de l'autre, un peu à la manière des Anciens, il a su profiter de son jardin, faisant alterner étude et travail. Et il a trouvé un réconfort au sein de sa famille. A Madame Sauder revient ainsi une part non négligeable dans la réussite du chercheur, car elle a permis à son mari de se consacrer entièrement à ses études.

Quand on regarde de près les nombreuses publications du professeur Sauder, on est frappé par le sérieux, la solidité du travail et l'ampleur de l'information et de la documentation. Regardons p.ex. le choix d'extraits de l'œuvre de Daniel Jenisch, que Gerhard Sauder a publié en 1996. Jenisch était un pasteur berlinois de la fin du XVIII^e siècle, très actif et très productif: Et pour éclairer cet auteur mineur et ses multiples relations littéraires, Gerhard Sauder a dépouillé la correspondance de Hamann, de Kant, de Herder et de Wieland, et il a consulté différentes archives. Goethe n'en avait pas fait autant! Prenant le personnage de haut, il le traitait de Thersite insolent, lâche et prétentieux, qui, avec son article *Sur la Prose et la Rhétorique des Allemands*, donnerait l'exemple du *sans-culottisme littéraire*. Il est vrai que, lors de la Campagne de France de 1792, traumatisé par les massacres de Septembre commis par des sans-culottes Parisiens, Goethe voyait un peu vite du sans-culottisme dans ce qui lui déplaisait alors. Grâce à la présentation de l'auteur par G. Sauder, on comprend mieux ce 'malentendu' que Jenisch cherche ensuite à expliquer dans sa réponse à Goethe.

Dans les nombreux travaux de Gerhard Sauder se profilent surtout deux grandes tendances, d'une part les études du dix-huitièmiste, de l'autre celles qui témoignent de son engagement culturel, moral et politique dans la société de son temps.

En effet, esprit critique vivant dans son temps et avec son temps, Gerhard Sauder a rappelé aux idéalistes que le chercheur d'aujourd'hui n'a pas le droit d'ignorer qu'au XX^e siècle le centre culturel de Weimar avait voisiné avec le KZ de Buchenwald. Et dans la mesure où les *Bücherverbrennungen* de 1933 étaient l'œuvre d'étudiants, il montre que, sans esprit critique, la gangrène menace aussi notre discipline, car le despotisme, politique ou clérical, d'hier et d'aujourd'hui, a tendance à anéantir ce qui ne correspond pas à sa doctrine.

Enraciné dans le pays qu'il habite, Gerhard Sauder a contribué à faire connaître aussi l'œuvre du peintre néo-impressionniste Albert Weisgerber et à interpréter et à diffuser l'œuvre de l'écrivain Ludwig Harig, montrant ainsi que la province qu'il habite est devenue aussi la sienne.

Et, si nécessaire, son engagement l'amène à se faire journaliste, comme en 1998, lorsque, dans la *Saarbrücker Zeitung*, il a tiré la sonnette d'alarme sur l'état désastreux de la Bibliothèque universitaire d'alors.

Sa double formation de germaniste et de romaniste ainsi que ses études faites à Paris en 1959 et 1960 ont permis à Gerhard Sauder d'acquérir les bases pour participer à la discussion de la critique, non seulement avec les germanistes, mais aussi avec les romanistes français et allemands. Naturellement, il n'est pas possible ici de passer en revue les nombreux travaux du dix-huitièmiste; regardons cependant quelques exemples:

Dès le départ Gerhard Sauder chercha à approfondir les relations complexes entre les lettres allemandes et les lettres françaises, qui ont joué un rôle si important au XVIIIe, mais qui ont souvent été faussées par des préjugés nationaux.

Gerhard Sauder au contraire les regarde sans parti-pris national. Dans sa thèse de 1968 sur *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* de Moritz von Thümmel, il révèle une bonne connaissance de la littérature française, mais il ne s'attarde pas à relever en détail l'influence qu'ont exercée les *Voyages* de Bachaumont et Chapelle sur le roman allemand, il cherche surtout à circonscrire les différents aspects qui caractérisent Thümmel comme *Epicurien en goguette*. Aujourd'hui Thümmel est malheureusement presque oublié, mais en son temps il a joué un rôle non négligeable, révélant entre autres à ses compatriotes, qui avaient les yeux braqués sur Paris, qu'il y avait aussi une autre France, celle du Midi, où l'on savait bien vivre et bien manger, ce qui amène Gerhard Sauder à évoquer aussi *la Gastrosophie*.

Les nombreux travaux que tout au long de sa carrière universitaire Gerhard Sauder a consacré à la *Empfindsamkeit*, au *Sturm und Drang*, notamment à Maler Müller et à Christian Friedrich Schubart, s'éclairent les uns les autres et nous fournissent comme un fil conducteur en même temps qu'ils jettent un peu de lumière sur la personnalité discrète du chercheur, que révèle aussi la longue interview sur la *Empfindsamkeit*, qu'il a accordée à Michael Schott et qui a paru en 2012.

Quand on passe en revue les études de Gerhard Sauder, on retrouve tous les aspects marquants des Lumières, littéraires, philosophiques, religieux, politiques; même le patriotisme régional et l'érotisme y apparaissent, ce dernier, il est vrai, seulement sous la forme de l'épicurisme.

Gerhard Sauder a consacré un excellent article, à cheval sur la littérature et la politique, au *Père de famille* de Diderot et au *Deutscher Hausvater* de Otto H. von Gemmingen. Quelle différence par rapport au comparatisme d'antan! Gerhard Sauder montre toute la complexité de la réception d'une œuvre qui, de prime abord, semblait destinée à une belle carrière au théâtre et qui finalement à été interdite. En passant de Mannheim, où il avait su déployer une vie de cour ouverte aux lumières, à Munich, dont il venait d'hériter, l'Électeur Karl Theodor a dû composer avec la Diète bavaroise, attachée aux privilèges nobiliaires, ce qui a entraîné l'interdiction de la pièce. Cet article, présenté en hommages à Jochen Schlobach, montre aussi que le professeur Sauder connaît bien la civilisation française, évoquant même l'écrit de l'abbé Coyer sur *la noblesse commerçante*, cher à J. Schlobach.

Ne pas mentionner, faute de temps, les deux volumes que Gerhard Sauder a consacré au jeune Goethe serait ingrat de ma part, car son excellent commen-

taire m'a bien aidé dans mes propres recherches. Cette importante édition des œuvres de Goethe, dite édition de Munich, grâce à l'éditeur qui a su s'y investir; et le succès lui a donné raison, car elle s'est imposée depuis. Initiée et dirigée par Karl Richter, elle devrait, Monsieur le Doyen vient de le rappeler, au fond s'appeler l'édition de Sarrebruck, tant le noyau initial des collaborateurs a été fourni par l'Université d'ici. En marge de l'édition G. Sauder a publié plusieurs études sur Goethe, dont *Der junge Goethe und das religiöse Denken des 18. Jahrhunderts*, qui est en même temps caractéristique de son souci d'insérer l'aspect particulier étudié dans son contexte historique.

Qui mieux que Gerhard Sauder eût été capable de voir le rôle qu'ont joué les *Germanistes de l'Est de la France* dans notre discipline? Pour mettre en valeur leur apport, il a organisé un colloque en mars 2000, rassemblant des spécialistes français et allemands. Dans la belle introduction qui témoigne de son ouverture, il nous a certes invités à compléter la série. Malheureusement la jeune génération n'a pas encore relevé le gant.

Faute de temps, je me contenterai de citer au moins les différents travaux sur les Lumières, à commencer par le *Dictionnaire historique et critique* de Pierre Bayle et sa réception. Et la belle conférence sur *Gegen Aufklärung*, faite ici-même en 2006, qui aurait mérité d'être mise en valeur.

Par la qualité et l'importance de ses travaux, Gerhard Sauder a le droit d'être parfois un critique sévère; c'est la contrepartie de sa foncière honnêteté. Ainsi, dans ses très nombreux comptes rendus, il n'hésite pas, si nécessaire, à mettre le doigt sur les carences d'une étude, rendant ainsi service, en bon pédagogue, non seulement à l'auteur, mais aussi à la discipline.

Enfin, je n'oublie pas que Gerhard Sauder est aussi un ami serviable. Il y a plus de 30 ans, quand il n'y avait pas encore l'internet, je cherchais vainement à mettre la main sur le *Préservatif* du huguenot berlinois Prémontval, (*votre sourire, Mmes et Mrs m'incite à croire que vous n'y êtes pas*). Et finalement Gerhard Sauder avait réussi à me procurer *Le préservatif contre la corruption de la Langue Française, en France eten Allmagne*, qui a paru à Berlin en 1759.

Pour finir, permettez-moi, cher Ami, de vous rappeler l'avantage de notre métier, qui nous permet de rester actif aussi longtemps que nous le pouvons. Ainsi de belles années s'offrent encore à vous et je sais que vous saurez les utiliser: Herder et ses disciples vous attendent. Peut-être aurez-vous aussi le temps de revenir sur les analogies et les différences entre les sensibilités anglaises, françaises et allemandes. Comme la BU est prête à vous faire venir au besoin des livres ou des copies de partout, je n'ai pas peur pour vous.

Toutes mes félicitations pour le travail que vous avez accompli, mes remerciements pour votre fidèle amitié et mes meilleurs vœux pour les années à venir.

Julia Bohnengel

Johann Gottfried Herder: Der Flug der Liebe

Wenn ich ein Vöglein wär,
 Und auch zwei Flüglein hätt',
 Flög ich zu dir;
 Weil es aber nicht kann sein,
 Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
 Bin ich doch im Schlaf bei dir,
 Und red' mit dir:
 Wenn ich erwachen tu,
 Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
 Da mein Herze nicht erwacht,
 Und an dich gedenkt,
 Daß du mir viel tausendmal
 Dein Herz geschenkt.

Obwohl sich Achim von Arnim und Clemens Brentano in der Regel nicht scheuten, die Texte für *Des Knaben Wunderhorn* nach Gutdünken so zu verändern, dass sie ihrem Ideal von Volkstümlichkeit entsprachen, übernahmen sie aus Herders erstem Band der *Volkslieder* das Gedicht *Der Flug der Liebe* fast wortgetreu. Abgesehen von zwei kleineren Veränderungen ersetzten sie lediglich die Überschrift durch die erste Zeile *Wenn ich ein Vöglein wär*. Unter diesem Titel ist es eines der beliebtesten Volkslieder geblieben.

Die redaktionelle Arbeit an der ursprünglichen Liedflugschrift hatte schon ein anderer für Arnim und Brentano erledigt. Vermutlich war es Herder selbst, aber das ist nicht geklärt, eben so wenig wie die Frage, auf welchem Weg er das Lied erhalten hat. Das aus dem Schweizer Sprachraum stammende, fünf Strophen umfassende Gedicht ist jedenfalls in mehreren Liedflugschriften aus der Mitte des 18. Jahrhunderts überliefert; allem Anschein nach sang man es schon

damals mit der uns vertrauten Melodie. Geht man davon aus, dass Herder selbst Hand angelegt hat, so müssen seine Eingriffe als beachtlich betrachtet werden, nicht nur was den Textumfang betrifft – statt fünf sind es nunmehr drei Strophen, von denen die zweite ganz neu entworfen ist –, sondern auch hinsichtlich der Syntax, der Wortwahl und der Gesamtkonzeption des Gedichts.

Das anonym überlieferte, ursprüngliche Lied mit der fünfzeiligen Strophenform (mit Tendenz zur Sechszeiligkeit), dem vorwiegend daktylischen Metrum, den unterschiedlichsten Wiederholungsfiguren sowie längeren und kürzeren Versen kennt eine durchaus kunstvolle Gestalt. Thema ist die vom zweifellos männlichen Sprecher in vielfältigen Variationen wiederholte Versicherung der Beständigkeit seiner Liebe und der Ausdruck der Sehnsucht in einer Situation der Trennung:

1. Wann ich ein Vögelein wär, Vögelein wär,
und ich zwey Flügelin hät,
flug ich zu dir,
wann es aber nicht kan seyn,
wann es aber nicht kan seyn,
so bleib ich hier.

2. Es ist kein Stund in der Nacht, in der Nacht,
da mein Hertz nicht erwacht
und an dich gedenckt,
ja viel tausend mal,
ja viel tausend
Seufzen dir sendt.

3. Cupido schönstes Kind, schönstes Kind,
greif an die Waafen geschwind,
und laß nicht ab,
biß der bittere Tod,
biß der bittere Tod
mich legt ins Grab.

4. Dieses weiß ich wohl, weiß ich wohl
wie man dich lieben soll,
bey Tag oder Nacht,
ob es schon die Leuth verdrießt,
so liebe ich dich doch.

5. Du mein Engels-Kind, du mein Engels-Kind,
 Hast mir mein Herz angezündt,
 vor Liebe brennt,
 eh ich dich verlassen thu,
 eh ich dich verlassen thu,
 sterben ich will.

Mit seiner Rede zielt der Sprecher darauf ab, die Geliebte von der Intensität und Dauer seines Gefühls zu überzeugen. Sie bleibe gleich stark, so beteuert er, über alle zeitlichen und räumlichen Hindernisse hinweg. Ob es die Entfernung ist, die mit dem Bild vom Vogelflug in Szene gesetzt wird, oder mit der Nachtzeit, die nicht zum Schlafen genutzt wird, sondern dem sehnsüchtigen Andenken gilt, eine tageszeitliche Grenze überschritten ist; ob der Sprecher seine Festigkeit über die gesamte Länge seines Lebens hinweg versichert oder sein Begehren gegen alle Konvention verteidigt, da es „die Leuth verdrießt“, – weder natürliche noch gesellschaftliche Grenzen vermögen der Dauerhaftigkeit seiner Liebe Abbruch zu tun. So unterstreicht gerade das, was der Liebe entgegenzustehen scheint, die Ernsthaftigkeit seines Gefühls. Das Lied ist daher zugleich und in erster Linie Werbungslied; nicht zufällig erbittet der Sprecher den Beistand des Liebesgotts Cupido.

Aus einer ganz anderen Situation heraus ist Herders Volkslied gesprochen. Nicht nur sind hier alle barocken und petrarkistischen Motive getilgt, es setzt auch eine Gemeinsamkeit zwischen den Liebenden voraus, die die frühere Liedflugschrift nicht kennt. Es geht nun nicht mehr darum, eine Frau für sich zu gewinnen, sondern um die Gestaltung einer schmerzlichen Trennungserfahrung, wo die bereits als Gegenseitigkeit erlebte Liebe eine existentielle Notwendigkeit bildet – und zwar unabhängig vom Geschlecht des Sprechers: Ein weibliches Ich ist hier nun ebenfalls denkbar.

So schlicht Herders Lied auf den ersten Blick scheint, so kunstvoll ist es bei näherem Hinsehen: Während die Liedflugschrift in der ersten Strophe zwei parallele konditionale Satzkonstruktionen kennt, die vom Irrealis der Gegenwart („Wann ich ein Vögelein wär [...], / flug ich“) zum Realis der Gegenwart („wann es aber nicht kan seyn, / so bleib ich“) übergehen, beginnt Herders *Flug der Liebe* zwar ebenfalls mit einem Konditionalsatz, wechselt dann aber zu einem Kausalsatz („Weils aber nicht kann sein“), um mit der zweiten Strophe eine konzessive Satzkonstruktion anzuschließen („Bin ich gleich weit von dir“). Die in der Liedflugschrift thematisierte Bewährung der Liebe des männlichen Sprechers wird in Herders Volkslied zu einem spannungsvollen Geflecht von Wunsch und Wirklichkeit, von Nähe und Ferne, von Alleinsein und Verbundenheit: Dem Wunsch, nahe der geliebten Person zu sein, und der

Einsicht, dass dieser in der Realität unerfüllbar ist, steht die Wirklichkeit des Traums gegenüber, in der Gemeinsamkeit gleichwohl existiert – im Traumgespräch: „Bin ich gleich weit von dir, / Bin ich doch im Schlaf bei dir, / Und red’ mit dir“. Zugleich wird der Nähe im Schlaf mit der Artikulation des Gefühls der Einsamkeit am Tag eine überaus moderne und vollkommen nüchtern artikuliert Affektlage an die Seite gestellt: „Wenn ich erwachen tu, / Bin ich allein“. Es ist kein Zufall, dass gerade diese zweite Strophe keine Vorlage in der Liedflugschrift besitzt. Der Einsamkeitserfahrung des Tages wird aber nun in der dritten Strophe noch einmal eine nächtliche Tätigkeit zugesellt. Neben das Gespräch im Schlaf, das unbewusst stattfinden mag, wird die bewusste Erinnerung im Wachzustand gestellt, die denkend, zugleich im Herzen angesiedelt und damit fühlend ist: „Es vergeht keine Stund’ in der Nacht, / Da mein Herze nicht erwacht, / Und an dich gedenkt“. Denn: „viel tausendmal“ hat auch das Gegenüber sein Herz verschenkt. Nicht Cupido war hier am Werk, sondern es korrespondiert auf gleicher Ebene das Herz des Ichs mit dem Herz der geliebten Person, die ihr Herz freiwillig, ohne Überredungskunst, dafür zahllose Male geschenkt hat. So ist es die Erinnerung an die Liebesgabe, die Trost gewährt, auch wenn die Einsamkeit des Tages in ihrer Härte bestehen bleibt. Die Versicherung der Gegenseitigkeit und die Erfahrbarkeit von Nähe ist dabei sowohl imaginierter Vorgang gelingender Kommunikation wie denkender und fühlender Prozess. Das zeigt, wie viel Aufklärung und Empfindsamkeit das scheinbar zeitlose, für Herder vermutlich eine anthropologische Grunderfahrung artikulierende Volkslied beinhaltet.

In diesem Sinne möchte ich noch einmal meine herzlichsten Glückwünsche an Sie, lieber Herr Sauder, als Aufklärungs- und Empfindsamkeitsforscher aussprechen, der mein, und sicher nicht nur mein Bild vom 18. Jahrhundert nachdrücklich geprägt hat!

Textnachweise

- Johann Gottfried Herder: Volkslieder. Übertragungen. Dichtungen. Hg. v. Ulrich Gaiert. Frankfurt/M. 1990, S. 100f.
- Vier Weltliche Schöne Lieder [...] Jedes in seiner eigenen Melodey. Gedruckt im 1756sten Jahr. Text erstellt nach: Tobias Widmaier: Wenn ich ein Vöglein wär (2012). In: Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon <http://www.liederlexikon.de/lieder/wenn_ich_ein_voeglein_waer/>.

Inge Wild

Johann Wolfgang Goethe: Dauer im Wechsel

Hielte diesen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blütenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erst verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

Willst du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Teil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;
Gleich, mit jedem Regengusse,
Ändert sich dein holdes Tal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgetan,
Mauern siehst du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gensenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzutun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles ist ein andres nun.

Und was sich, an jener Stelle,
 Nun mit deinem Namen nennt,
 Kam herbei, wie eine Welle,
 Und so eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
 Sich in Eins zusammenziehn!
 Schneller als die Gegenstände
 Selber dich vorüberfliehn.
 Danke, daß die Gunst der Musen
 Unvergängliches verheißt,
 Den Gehalt in deinem Busen
 Und die Form in deinem Geist.

Liebe Festversammlung,
 lieber Gerhard, liebe Christel!

Die Germanistik der Universität des Saarlandes ist auf besondere Weise mit dem Werk Goethes verbunden. Ich denke da an einige der hier Anwesenden, und auch Du, lieber Gerhard, hast daran einen wichtigen Anteil. Daher habe ich für heute – verbunden mit herzlichen Glückwünschen zu Deinem Geburtstag – Goethes Gedicht *Dauer im Wechsel* ausgewählt.

Dauer im Wechsel entstand im August 1803 und wurde zuerst im von Christoph Martin Wieland und Goethe herausgegebenen *Taschenbuch auf das Jahr 1804* gedruckt. Angeregt wurde es durch die Abhandlung des Psychiaters und Medizinprofessors Johann Christian Reil: *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttung*. Reils Überlegungen zur Wandelbarkeit menschlicher Identität sind Goethes eigener Lebensphilosophie so sehr verwandt, dass er davon unmittelbar zu eigener Gestaltung motiviert wurde.

Am Gedichteingang steht die Sehnsucht, die Zeit möge stillstehen. In der scheinbaren Beschränkung auf „nur eine Stunde“ ist der Wunsch nach ewiger Dauer des Augenblicks verborgen, wie er auch im *Faust* als menschliches Phantasma formuliert, dort jedoch problematisiert wird. Das Gedicht bezieht seine innere Spannung aus der Konfrontation von Werden und Vergehen. Der Frühling, im Bild des „vollen Blütenregen[s]“ sprachlich verdichtet, geht über in den Herbst. Dieser naturhafte Prozess, traditionell Metapher menschlicher Lebenszeit, ist reflexiv an die Person des Sprechers gebunden. Das resignative Raisonement eines isolierten Ich wird ab der zweiten Strophe generalisiert

durch Anrede eines fiktiven Gesprächspartners. Folgerichtig wandelt sich der konjunktivische Wunsch der ersten Strophe zum imperativisch formulierten Rat, den Augenblick zu nutzen. Die Reflexion über den Verfallsprozess erweitert sich zur Einsicht in den unaufhörlichen und gleichzeitigen Ablauf von Verfalls- und Reifungsprozessen, die durch Anspielung auf den topischen Satz Heraklits, man steige nicht zweimal in denselben Fluss, beglaubigt wird.

Nach diesem Ausgreifen wenden sich Strophen drei und vier der ‚hautnahen‘ Beobachtung physischer menschlicher Wandlungsprozesse zu. Der Blick auf das Individuum findet seinen sprachlichen Ausdruck im elliptischen Satz „Du nun selbst!“, der zu höchster gedanklicher Konzentration auffordert. Mit der Veränderung des wahrnehmenden Auges wird implizit auch die ‚Felsenfestigkeit‘ der wahrgenommenen Mauern und Paläste infrage gestellt. Auch im Folgenden ist das Vergehen menschlicher Lebenszeit eng an Körpererfahrungen gebunden. „Weggeschwunden“ sind Lippe und Fuß in ihrer jugendlichen Erscheinungsform. Der Neologismus „Gemsenflechte“, der an die sprachschöpferische Potenz von Goethes Lyrik des Sturm und Drang erinnert, ist in diesem Kontext ein stimmiges ‚Selbstzitat‘. Eindrucksvoll ist die Betrachtung der Hand, die als „gegliederte[s] Gebilde“ zum Signum der Persönlichkeit wird. Die moderne Auffassung vom prozessualen Charakter individueller Identität nimmt in der letzten Strophe den Charakter einer mit emphatischem Sprachgestus vorgetragenen Lebensweisheit an. Die Vorstellung, den Anfang mit dem Ende zu verbinden, also die geschlossene Form des Kreises dem linearen Fließen der Zeit entgegenzustellen, hat Goethe mehrmals ausgesprochen.

Die im Gedicht thematisierte überzeitliche Erfahrung von Vergänglichkeit ist für Goethe auch eine konkret zeithistorische. Als Zeitgenosse der Französischen Revolution und der nachfolgenden Kriege erlebte er den Verlust alter Ordnungssysteme und die Beschleunigung historischer Prozesse als Bedrohung seiner sozialen und künstlerischen Identität. Die Dialektik von *Dauer im Wechsel* ist damit auch poetische Abbildung einer historisch bewegten Zeit. Das Gedicht endet mit einem poetologischen Bekenntnis. Der Vergänglichkeit natürlich-organischen Lebens wird die Unvergänglichkeit von Kreativität und Kunst als Verheißung entgegengestellt.

Diese Verheißung hat sich für Goethe in den Jahrzehnten nach Entstehung des Gedichts erfüllt, und so wünsche ich auch Dir, lieber Gerhard, noch viele kreative und gute Jahre im Kreis Deiner lieben Familie!

Textnachweis

Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. 20 Bände in 32 Teilbänden u. 1 Registerband. Hg. v. Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm. München 1985–1998. Bd. 6.1: Weimarer Klassik 1798-1806. Hg. v. Victor Lange. München 1986, S. 85f.

Christof Wingertzahn

Achim von Arnim: Ritt im Mondschein

Herz zum Herzen ist nicht weit
 Unter lichten Sternen,
 Und das Aug', von Thau geweiht,
 Blickt zu lieben Fernen;
 Unterm Hufschlag klingt die Welt,
 Und die Himmel schweigen,
 Zwischen beiden mir gesellt
 Will der Mond sich zeigen.

Zeigt sich heut in rother Gluth
 An dem Erdenrande,
 Gleich als ob mit heißem Blut
 Er auf Erden lande,
 Doch nun flieht er scheu empor,
 Glänzt in reinem Lichte,
 Und ich scheue mich auch vor
 Seinem Angesichte.

Das Gedicht hat Achim von Arnim am 24. September 1820 von seinem Gut Wiepersdorf an seine Frau Bettina nach Berlin geschickt. Es begleitete eine größere Fracht. Der Gutsherr versorgte seine Familie in der Großstadt regelmäßig mit Viktualien, und diesmal waren Obst und erlegte Hasen dabei. Bettina erhielt den Rat: „Aus den Pflaumen mache doch recht viel Essigpflaumen“. Die Hasen könne sie weitergeben, falls zu vielerlei Fleisch im Hause sei. Diesem lebensnahen Frachtbrief also war das Gedicht vom Ritt im Mondschein beigegeben: das Gedicht als Lebensmittel.

Man muss nicht das einfache Versmaß und die Reimform bestimmen, um zu sehen, dass es unmittelbar zum Herzen spricht. Und dies sagt auch gleich die erste Gedichtzeile. Mit Versen kann man sich verständigen, sie sind Lebenszeichen. Man erinnert sich an Goethes Sturm und Drang-Gedichte: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“ Dann ritt er nach Sessenheim zu Friederike.

Aber auch: „Herz, mein Herz, was soll das geben?“ Es geht um Liebe, und die kann ein Herz dem anderen mitteilen. Aber was Arnim schreibt, geht noch über Goethe hinaus; es gibt keine finsternen Gesträuche und „tausend Ungeheuer“, die den Ritt zur Geliebten behindern. Zwischen Himmel und Erde lässt sich reiten, beide sind innig miteinander verbunden, wie die Romantiker wussten.

Reden wir nicht literaturwissenschaftlich. Die Sache ist ganz einfach: Da ist ein Reiter, da sind die „lieben Fernen“ und es gibt ein Transportmittel. In unserem Fall kann das nur eins bedeuten. Der Reiter bin ich, der liebe Ferne ist der Meister, mein geschätzter Doktorvater Gerhard Sauder. Das Pferd ist der Rheingold-Express, mit dem ich, ohne zu säumen, hierher geeilt bin. Aber was ist mit dem Mond? Ich habe gerätselt und meine Freundin gefragt. Sie meinte: „Der Mond ist der Mond!“ Und konnte das später übrigens nachschlagen. La luna es la luna. Es steht schon bei Hegel. Der idealistische Systemphilosoph bemerkt im Zusatz zu § 117 seiner *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse*: „Indem der Verstand sich an die Betrachtung der Identität begibt, so ist er in der Tat bereits darüber hinaus, und was er vor sich hat, das ist der Unterschied in der Gestalt der bloßen Verschiedenheit. Sagen wir nämlich nach dem sogenannten Denkgesetz der Identität: das Meer ist das Meer, die Luft ist die Luft, der Mond ist der Mond usw., so gelten uns diese Gegenstände als gleichgültig gegeneinander, und es ist somit nicht die Identität, sondern der Unterschied, welchen wir vor uns haben.“

Schweigen wir davon. Herz zum Herzen ist nicht weit.

Textnachweis

Achim von Arnim: Sämtliche Werke. Bd. 22. Gedichte. Teil 1. Bern 1970, S. 142. Vgl.: Achim und Bettina in ihren Briefen. Briefwechsel Achim von Arnim und Bettina Brentano. Hg. v. Werner Vordtriede. Frankfurt/M. 1961, 1. Bd., S. 211f.

Sascha Kiefer

Conrad Ferdinand Meyer: Der römische Brunnen

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
 Er voll der Marmorschale Rund,
 Die, sich verschleiernd, überfließt
 In einer zweiten Schale Grund;
 Die zweite gibt, sie wird zu reich,
 Der dritten wallend ihre Flut,
 Und jede nimmt und gibt zugleich
 Und strömt und ruht.

Warum fasziniert mich dieses kleine große Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer seit vielen Jahren? Zuerst zu nennen ist natürlich das Bild, das hier im Mittelpunkt steht. Denn offensichtlich beschreibt dieses Dinggedicht mehr als einen Brunnen mit drei Schalen. Meyer zeigt einen Idealzustand: den vollkommenen Ausgleich von Aufstieg und Fall, von Ruhe und Bewegung, von Nehmen und Geben. Unterschiedlichste philosophische Traditionen kennen dieses Ideal der vollständigen Balance, das Spektrum reicht von der Antike über die christliche Erbauungsliteratur bis hin zur fernöstlichen Weisheitslehre (und man mag auch an Goethes Gedicht *Dauer im Wechsel* denken, das wir gerade gehört haben). Konkrete räumliche, zeitliche und architektonische Spezifika treten in Meyers Versen völlig zurück – dass unser Brunnen ein „römische[r]“ sein soll, weist zwar entstehungsgeschichtlich auf Meyers Rom-Erlebnisse zurück. Aber es geht ja gar nicht um einen besonderen Brunnen, sondern eher um das ‚Prinzip Brunnen‘ und letztlich um einen existentiellen Entwurf, um ein Symbol gelingenden Lebens, um eine Botschaft der Lebenskunst.

Der zweite Grund, warum ich das Gedicht so schätze, ist seine klanglich-rhythmische Gestaltung. Mit wie einfachen Mitteln hat Meyer hier gearbeitet, und wie groß ist der Effekt! Die vierfüßigen Jamben kommen schlicht und regelmäßig daher; aber im ersten Vers macht Meyer das Aufsteigen des Strahls durch den betonten Auftakt sinnlich wahrnehmbar, wir sehen vor unserem geistigen Auge geradezu den Aufstieg und das Fallen der Fontäne. Und im letzten Vers bringen die Verkürzung der Zeile, die Längung der Vokale – „und

strömt und ruht“ – sowie die schon in der vorletzten Zeile begonnene Häufung des ‚und‘ eine Ruhe zum Ausdruck, die sich unmittelbar auf den Leser und vor allem den Hörer überträgt.

Der dritte Grund, den ich für meine Wertschätzung des Gedichtes anführen möchte, bezieht sich auf mein Verständnis des literarischen Schaffensprozesses. Wer sich mit der Genese dieses Textes beschäftigt, erhält einen exemplarischen Einblick in die Werkstatt eines Dichters. Mehr als 20 Jahre hindurch hat Meyer an diesem Gedicht gearbeitet, mehr als ein Dutzend zum Teil sehr stark abweichende Vorstufen sind erhalten, und es ist ausgesprochen spannend und erhellend, diesen Entstehungsprozess anhand der Historisch-kritischen Ausgabe nachzuvollziehen. „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“, hat Karl Valentin einmal gesagt – und für beide Teile dieser pointierten Aussage kenne ich kaum einen besseren Beleg, als dieses kleine große Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer.

Lieber Herr Sauder, wie man Texte literaturwissenschaftlich interpretiert und wie man sich die Fähigkeit bewahrt, den eigenen literarischen Horizont immer wieder zu erweitern, das habe ich in vielen Jahren in der Fachrichtung Germanistik der Universität des Saarlandes gelernt – und dass ich heute dort lehren darf, hängt auch und wesentlich damit zusammen, dass ich seit Beginn meines Studiums von Ihnen gefördert wurde, dass ich bei Ihnen alle Positionen von der Hilfskraft bis zum wissenschaftlichen Assistenten durchlaufen habe und dass ich Sie über Jahre hinweg begleiten durfte. Ich bemühe mich heute nach Kräften, das Beste, das ich bei Ihnen gelernt habe, an junge Studierende weiterzugeben und in dieser kontinuierlichen Basisarbeit immer wieder die Art von Balance zu finden, von der Conrad Ferdinand Meyer spricht, und die ich uns allen wünsche!

Textnachweis

Conrad Ferdinand Meyer: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Besorgt v. Hans Zeller und Alfred Zäch. Bd. 1. Bern 1963, S. 170; Kommentar: Sämtliche Werke. Bd. 3. Bern 1967, S. 242–256.

Reiner Wild

Else Lasker-Schüler: Ein alter Tibetteppich

Deine Seele, die die meine liebet
Ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet

Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit
Maschentausendabertausendweit.

Süsser Lamasohn auf Moschuspflanzenthron
Wie lange küsst dein Mund den meinen wohl
Und Wang die Wange buntgeknüpfte Zeiten schon.

Lieber Gerhard,

auf Deiner Website ist neben einem Stich von Daniel Chodowiecki mit der Unterschrift ‚Aufklärung‘ und einem Porträt von Maler Müller auch das Titelblatt von Georg Heyms Gedichtband *Umbra Vitae* zu sehen – ein Hinweis darauf, dass der Aufklärungs- und Goethe-Forscher Sauder noch ein anderes, ihm sehr am Herzen liegendes Forschungs- und Interessengebiet hat: die Moderne, und dabei voran die Lyrik. Auch dies, nicht nur Aufklärung und Goethe, verbindet uns beide seit langer Zeit, jedenfalls seit ich an Deiner Ausgabe der *Gedichte* von Georg Kulka mitarbeiten konnte. Deshalb, auch deshalb – Dir zu Ehren und als kleines Geschenk habe ich für heute dieses Gedicht von Else Lasker-Schüler ausgewählt. Ein irritierendes Gedicht, mit seinen eigentümlichen Neologismen: „Tibetteppich“, „Lamasohn“, „himmellang“. Und fremd dazu, durch eben diese Neologismen, die sich selbst erklären müssen und nicht auf Vertrautes referieren. Fremd aber auch darin, dass mit Tibet ein Land, eine Kultur aufgerufen werden, die uns fremd, exotisch sind – und dies um 1900 sicher noch viel mehr waren, als es heute der Fall sein mag.

Dabei aber ist (wie beim Vorlesen hörbar wird) *Ein alter Tibetteppich* ein faszinierendes, ein betörendes Sprach- und Klanggebilde, im Spiel der Reime, End- wie Binnenreime, der Assonanzen, die das Gedicht durchziehen, dem Spiel der Vokale, ‚i‘, ‚a‘ und ‚o‘ vor allem.

Vier Paarreime, der letzte mit einer weiteren Zeile, trochäisch, durchweg alternierend, mit nur kleinen Abweichungen, und rhythmisch eingängig, von einer spielerischen, fast tänzerischen – einer einnehmenden Leichtigkeit:

Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Ein alter Tibetteppich ist ein Liebesgedicht. In der ersten Zeile wird sogleich der Geliebte angeredet; das Gedicht schließt mit dem Kuss und dem zärtlichen „Wang die Wange“ in der letzten Zeile.

Warum ist dann aber von Tibet und Teppich die Rede, warum gar die Überschrift *Ein alter Tibetteppich*? Sie lässt durchaus anderes erwarten, vielleicht gar ein Dinggedicht? Und immerhin, hier wird ein Teppich beschrieben; von den Maschen, seinen Farben, den eingewirkten Sternen und Pflanzen ist die Rede. Zugleich aber werden die Wortfelder von Tibet und Teppich produktiv, wird ihr sprachliches Potenzial entfaltet. Und dieses Potenzial wirkt hinein, wird eingeknüpft in die Liebesthematik: „verliebte Farben“ sind es, die sich zeigen, die Sterne „umwarben“ sich, und der Geliebte wird zum „Lamasohn“.

Was aber verbindet Liebesgedicht und Tibet-Teppich-Dinggedicht? Das erste Reimpaar spricht es aus: die Sprache selbst: „liebet“ / „Tibet“. Dieses Minimalpaar ist die Keimzelle des Gedichts, besser: die anfängliche Verkettung, aus der heraus der Text gewoben wird. Es gibt aber noch ein Zweites, das Liebe und Tibetteppich verbindet, ein tertium comparationis, das beiden gemeinsam ist und im Gedicht entfaltet wird: Die Verbundenheit, die unauflösliche Verknüpfung der Maschen hier – „Strahl in Strahl“ –, der beiden Liebenden dort. Diese Verbundenheit ist der Grund, auf dem ihre Liebe steht. Im dritten Reimpaar wird es ausgesprochen, gipfelnd in dem grandiosen, wahrlich ins Weite sprechenden Kompositum, das eine Zeile umfasst:

Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit
Maschentausendabertausendweit.

So inszeniert das Gedicht ein Sprachspiel, das auf eigentümliche Weise in der Schwebe gehalten wird und das zugleich die Leser einlädt, mitzuspielen. Ein Spiel der Entfaltung des sprachlichen Materials, in dem freilich die Balance gehalten wird zwischen Form – dem Spiel eben mit dem Material, dem sprach-

lichen wie dem formalen der lyrischen Tradition – und Aussage – dem Preis dieser Liebe. So ist *Ein alter Tibetteppich* zweifellos ein lyrischer Höhepunkt der klassischen Moderne.

Der *Tibetteppich* gehöre, vermerkte Karl Kraus, „zu den entzückendsten und ergreifendsten“ Gedichten, die er je gelesen habe: „und wenige von Goethe abwärts gibt es, in denen so wie in diesem Tibetteppich Sinn und Klang, Wort und Bild, Sprache und Seele verwoben sind.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Textnachweis

Else Lasker-Schüler: Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Im Auftrag des Franz Rosenzweig-Zentrums der Hebräischen Universität Jerusalem, der Bergischen Universität Wuppertal und des Deutschen Literaturarchivs Marbach am Neckar hg. v. Norbert Oellers, Heinz Rölleke und Itta Shedletzky. Bd. 1: Gedichte. Bearb. v. Karl Jürgen Skrodzki unter Mitarbeit v. Norbert Oellers. Frankfurt/M. 1996, S. 130.

Sabina Becker

Else Lasker-Schüler: Die Verscheuchte

Es ist der Tag in Nebel völlig eingehüllt,
Entseelt begegnen alle Welten sich –
Kaum hingezeichnet wie auf einem Schattenbild.

Wie lange war kein Herz zu meinem mild
Die Welt erkaltete, der Mensch verblich.
– Komm, bete mit mir – denn Gott tröstet mich.

Wo weilt der Odem, der aus meinem Leben wich? –
Ich streife heimatlos zusammen mit dem Wild
Durch bleiche Zeiten träumend – ja, ich liebte dich.

Wo soll ich hin, wenn kalt der Nordsturm brüllt –?
– Die scheuen Tiere aus der Landschaft wagen sich –
Und ich – vor deine Tür, ein Bündel Wegerich.

Bald haben Tränen alle Himmel weggespült,
An deren Kelchen Dichter ihren Durst gestillt,
Auch du und ich.

Und deine Lippe, die der meinen glich,
Ist wie ein Pfeil nun blind auf mich gezielt –.

Das Gedicht *Die Verscheuchte* wurde zuerst im März 1934 in der von Klaus Mann in Amsterdam herausgegebenen Exilzeitschrift *Die Sammlung* veröffentlicht. 1943 nahm Lasker-Schüler es in den Gedichtband *Mein blaues Klavier* auf, in ihre letzte Buchveröffentlichung vor ihrem Tod also; sie starb im Januar 1945 in Jerusalem. Das an Mann geschickte Manuskript trug ursprünglich den Titel *Das Lied der Emigrantin*, doch noch im selben Monat März wollte Lasker-Schüler diesen abgeändert haben. Dahinter stand vermutlich die Einsicht, dass das Exil gleichbedeutend war mit Vertreibung, Flucht, Verfolgung, Verlust

von Heimat, Vereinsamung, Entfremdung und Isolierung, kurz Exil bedeutete nicht einfach Emigration, und die Exilerfahrung ließ sich auch wohl kaum in der Form des Lieds fassen. Das lyrische Ich in diesem Gedicht ist keine Emigrantin aus freien Stücken, sie ist vielmehr die vom „Nordsturm“, vom nationalsozialistischen Deutschland „Verscheuchte“, ist so zum verscheuchten „Wild“, zu einem, wie es heißt, „Bündel Wegerich“ geworden. Diese Formulierung bringt mit ihrer Bezugnahme auf die wenigen verbliebenen, im Bündel verstaubten Besitztümer der Exilanten wie auch auf die vielfach mit Unkraut assoziierte Wegerichpflanze in einer äußerst aggressiven Form die Randexistenz und bedrohte Gegenwart der Autorin im Exil zum Ausdruck. Lasker-Schüler irrte in Zürich umher, bis sie von der Schweizer Polizei wegen Landstreicherei festgenommen wurde.

Vor diesem historischen und biografischen Hintergrund liest sich das Gedicht als eines der ergreifendsten lyrischen Zeugnisse des Exils; nur wenige nach 1933 entstandene Gedichte erfassen derart bewegend die Lebenssituation, Verzweiflung und Orientierungslosigkeit der Flüchtenden bzw. Verfolgten. Aus der vor Phantasie und Lebensfreude sprühenden Frau und Autorin der 1910er und 1920er Jahre ist ein ängstliches Wesen geworden, statt der Farbenpracht und Exotik der frühen Gedichte dominieren nun Angst und Verunsicherung. Aus ihrer Heimat vertrieben, als Jüdin dort unerwünscht, als eine der exotischsten Figuren der literarischen Moderne mit Argwohn, wenn nicht gar mit Hass beobachtet und gleich in den Monaten nach der Machtübertragung auf die Nationalsozialisten angefeindet, verliert sie sich in den Unwägbarkeiten des Exils. Und so thematisiert Lasker-Schüler in ihrem Gedicht zwar auch einen allgemeinen existentiellen Zustand; doch das Bild einer zusammen mit dem Wild Umherstreichenden, die Rede von einem Leben, aus dem der Odem gewichen ist, die evozierte winterliche Jahreszeit, einschließlich Kälte, fehlender Wärme, fehlendem Licht sowie Nebel und Sturm verweisen (natürlich auch in der Nachfolge Heinrich Heines) auf die Gedanken einer von Deutschland träumenden, gleichwohl von dort geflüchteten oder von dort Vertriebenen, sich verloren fühlenden Heimatlosen.

Allerdings bewahrt das Gedicht bis in den Schlussvers einen dialogischen Charakter, nicht zuletzt über das zentrale Motiv des ‚Kelches‘. Das Nebelbild, in das Konturen eines Todesmotivs eingezeichnet sind, wie die melancholische Stereotypie des Gedichtanfangs insgesamt – „Die Welt erkaltete, der Mensch verblich“, heißt es – wird mit der Gebetsformel „Komm bete mit mir“ erweitert. Die Reflexion führt in die Vergangenheit, verbindet sich mit dem Motiv einer erkalteten Liebe („Durch bleiche Zeiten träumend – ja, ich liebte dich.“) und wechselt so unversehens die Richtung: Was eben noch wie eine allgemeine Frage nach der Signatur der Gegenwart schien und sich wie eine Reflexion über

Welt und Mensch, über „bleiche Zeiten“ eben las, erfährt nun eine persönliche, fast intime Erinnerungsform, die melancholische Stimme des Anfangs mit ihrer allgemeinen Weltperspektive wird durch eine subjektive Klagestimme ergänzt. Die Exilsituation, in der das Gedicht entstand, legt es nahe, mit dem mehrfach angesprochenen „Du“ ehemalige Freunde in Deutschland zu assoziieren – zu denken wäre u.a. an den früheren Bekannten und Geliebten Gottfried Benn, der in Deutschland geblieben war, zuerst als Anhänger oder Mitläufer des Nationalsozialismus, danach als Vertreter der Inneren Emigration. An die Stelle des früheren Einverständnisses zwischen der Sprechenden und dem Angeredeten ist jedoch eine Gefühlserkaltung des Ich und eine aggressive Feindschaft des Du getreten (mit „Pfeilen zielen“). Und damit weitet sich das Gedicht wieder: Denn mit Blick auf Benns Ende Mai 1934 publizierte „Antwort an die literarischen Emigranten“, in der er den vertriebenen Schriftstellern das moralische Recht absprach, zu den Vorgängen in Deutschland Stellung zu nehmen, liest es sich, und zwar auch unter seinem ursprünglichen Titel (*Lied einer Emigrantin*) als die vorweggenommene Antwort der sich auf der Flucht befindenden und aus der Gemeinschaft vertriebenen Exilantin auf die arrogante Haltung des ehemaligen Weggefährten, als eine nach wie vor ergreifende Reaktion einer Verscheuchten auf die Zumutungen der Daheimgebliebenen.

Lieber Herr Sauder, ich danke Ihnen ausdrücklich, mich für das Exil-Thema sensibilisiert und mein Interesse für die Literatur des Exils durch Ihre eigenen Schriften angeregt zu haben.

Textnachweis

Else Lasker-Schüler: Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Im Auftrag des Franz Rosenzweig-Zentrums der Hebräischen Universität Jerusalem, der Bergischen Universität Wuppertal und des Deutschen Literaturarchivs Marbach am Neckar hg. v. Norbert Oellers, Heinz Rölleke und Itta Shedletzky. Bd. 1: Gedichte. Bearb. v. Karl Jürgen Skrodzki unter Mitarbeit v. Norbert Oellers. Frankfurt/M. 1996, Nr. 344.

Matthias Luserke-Jaqui

Joachim Ringelnatz: Im Park

Ein ganz kleines Reh stand am ganz kleinen Baum
 Still und verklärt wie im Traum.
 Das war des Nachts elf Uhr zwei.
 Und dann kam ich um vier
 Morgens wieder vorbei,
 Und da träumte noch immer das Tier.
 Nun schlich ich mich leise – ich atmete kaum –
 Gegen den Wind an den Baum,
 Und gab dem Reh einen ganz kleinen Stips.
 Und da war es aus Gips.

Lieber Gerhard,

auf der Suche nach einem passenden, für dich passenden Gedicht, das aber auch passend für diesen Anlass sein sollte, und doch mit dir rein gar nichts zu tun haben sollte, man überhaupt keinen Zusammenhang mit deiner Person und Persönlichkeit erkennen können sollte, also doch irgendwie nicht-passend-passend sein sollte – jedenfalls blätterte ich viel und entschied mich für eine Lektüre in sieben Minuten und zahlreichen Andeutungen als Variationen über die Sundersche Formel unter Verwendung des Modalverbs ‚sollen‘.

Sollte ich jenes unveröffentlichte Gedicht von Johann Martin Miller wählen, das ich vor Jahr und Tag im Rahmen meiner damaligen Saarbrücker Halbforschungen auf dem Innendeckel eines Buches handschriftlich erhalten gefunden hatte? Sollte ich aus meinem aktuellen Forschungsprojekt berichten? Sollte ich meine Säulenheiligen der vergangenen Jahrzehnte, sollte ich Lenz, Goethe, Schiller, Mörike, Jandl, Mayröcker und Konsorten und Konsortinnen tatsächlich zu Wort kommen lassen?

Endlich stieß ich auf Ringelnatz, auf sein Gedicht *Im Park* von 1933 – das hatte nun wirklich nichts mit dir zu tun, und schon gar nicht setzte es sich dem Ruh der unbotmäßigen Verehrung aus.

Wie ich meinte.

Und ich las und las – – – und entdeckte die väterliche Deutungshand auch hier, die du nie gegen uns erhoben, die du aber stets wohl gesinnt ausgestreckt hast, um uns zu halten oder großzügig den Horizont zu weisen, vor dem wir unsere Deutungsschlachten arrangieren und unsere Lesenavigationen erproben konnten.

Mutmaßlich habe ich also dieses Gedicht unbewusst nur deshalb gewählt, weil natürlich das Thema Park zutiefst wiederum mit deinem großen Lebens-thema Empfindsamkeit verbunden ist.

Du hast uns das Denken in Prozessen gelehrt, das hat uns die Bedeutung historischer Kontexte für die Literaturinterpretation erkennen lassen, du hast uns geimpft gegen das Immanenzvirus, du hast uns die inzwischen berühmte, heutzutage flächendeckend examensrelevante Formel, *die Saudersche Formel* von „Dynamisierung und Binnenkritik“ beigebracht.

Das Denken in Antagonismen – lassen wir dahingestellt, ob man diese Denkfigur besser dialektisch strukturieren könnte –, dieses Denken in Gegensätzen finde ich hier, in Ringelnatz' Gedicht *Im Park*. Ich will es vortragen, selbst vortragen, die Verwendung eines Ringelnatz-Originaltons und Originalfilms, die auf youtube zur Verfügung stehen, gliche ja – im Rahmen dieses high-speed-lyrics-„eräugnis“ – dann doch eher einem „Stips“ gegen ein „ganz kleines Reh ... aus Gips“.

Da ist kein hoher Stefan George-Ton – auch er ein Verfasser eines *Im Park*-Gedichts. Das hat auch nichts mit Mörikes elegischem *Im Park*-Gedicht zu tun – obwohl natürlich diese Verse sich vorbehaltlos auf unser Geschäft beziehen ließen: „Du magst eilen [...] oder verweilen, / Immer dem trunkenen Sinn fliehst du [...] vorbei“. Nein, Ringelnatz bereitet eher schon Ernst Jandl vor. Während es bei Jandls gleichnamigem Gedicht schlicht darum geht, wer auf der Parkbank Platz zu nehmen berechtigt ist – wir erinnern uns an den O-Ton des Gedichts:

bitte ist hier frei
 nein hier ist besetzt
 danke
 bitte ist hier frei
 nein hier ist besetzt
 danke
 [...]
 ist hier frei
 nein hier ist leider besetzt
 danke

ist hier frei
bitte
danke

–, während sich bei Jandl also durch ein Umstellungsverfahren der verwendeten Wörter, das man fast schon anagrammatisch nennen könnte, eine vollständige Bedeutungsverschiebung ereignet, von der Negation weg hin zur Position, wählt Ringelnatz einen anderen Weg. Fast schon konventionell ist sein Reimschema a, a, b, c, b, c, a, a, d, d. Aber jenseits des leichten Tons entpuppt sich der Text als ein Dokument voller spannungsgeladener Antagonismen (die Ringelnatz übrigens in seiner Videobotschaft auch körpersprachlich sehr klar zum Ausdruck bringt: Er pendelt wedelnd mit den Händen von links nach rechts und von oben nach unten). Der Leser vollzieht diese Ausdrucksdynamik im antagonistischen Prinzip nach, im Wechsel von einer statarischen zu einer cursorischen Lektüre. Und da haben wir sie wieder, die Saudersche Formel: Die Spannung zwischen Park und Wildnis, die natürlich nicht genannt ist; der Antagonismus von gezähmt und nicht-gezähmt, von zivilisiert und nicht-zivilisiert, von diszipliniert und nicht-diszipliniert, von poststrukturalistisch und dekonstruktivistisch, ausgeführt am Gegensatzpaar von Mensch und Tier; von Natur und Kultur, sofern das Reh als natürliches Tier und der Gips als Kulturprodukt dienen; die Kulturgeschichte des Gipses erklärt, dass der Mensch bereits schon jungsteinzeitlich die Verwendung dieses Materials kannte, es also seinen Kulturwerdungsprozess aufs engste begleitet; von groß und klein oder ganz klein; von Fauna und Flora; von Tag und Nacht; von stehen und kommen, wie überhaupt von Erstarrung und Bewegung; von Traum und Wirklichkeit. Summa summarum: Dynamisierung und Binnenkritik.

Das Gipsreh taugt nun wirklich nicht als Sinnbild des aufrechten Gangs, aber es steht für die Neugier des modernen Menschen und seinen Kontaktimpuls, zugleich auch für dessen Deprivation: Statt in die Natur zu gehen, erkundet er trügerisch die Lebenswelt des Disziplinierungsgeheges. Er, der moderne Mensch, verwechselt schon mal Täuschung und Wirklichkeit; Kunst wird gegen Natur ausgespielt; eigentlich ist dieses ganz kleine Reh „am ganz kleinen Baum“ ein typisch deutsches, den röhrenden-Hirsch-Lithographien in den eichengetränkten Schlafgemachen entgegengeschleudertes Bambi und steht dann schon eher für einen Medienpreis, mit dessen Verlockungsprämie die kulturindustrielle Reproduktionsmaschine sich selbst feiert ... wie hellstichtig Ringelnatz war.

Und da meine Zeit nun schon vorbei ist und ich ein Ende gefunden haben sollte, sollte ich schließen und will dir freudig einen Herzlichen Glückwunsch! zurufen!

Nachweis

<https://www.youtube.com/watch?v=TPIAx6Rcd0w> [Ringelnatz trägt sein *Park*-Gedicht selbst vor].

Klaus Ackermann

Christa Reinig: Robinson

manchmal weint er wenn die worte
still in seiner kehle stehn
doch er lernt an seinem orte
schweigend mit sich umzugehen

und erfindet alte dinge
halb aus not und halb im spiel
splittert stein zur messerklinge
schnürt die axt an einen stiel

kratzt mit einer muschelkante
seinen namen in die wand
und der allzu oft genannte
wird ihm langsam unbekannt

Dreistrophigkeit, Vier-Zeilen-Einheiten, unangestregter Kreuzreim, regelmäßiger Kadenzwechsel, streng durchgehaltener vierhebiger Trochäus – der so erzeugte leicht verhaltene Ton des Robinson-Gedichtes tendiert zum Liedhaften. Es ist ein starkes, traditionell geschmiedetes Gerüst, innerhalb dessen Schmerz präsent ist und Verzweiflung Halt sucht – eine am Expressionismus entwickelte Technik. Der traurig-schöne Text ist erstmals 1952 in einer von Willi Bredel herausgegebenen Zeitschrift des Aufbau-Verlages erschienen, er gehört zum Frühwerk Christa Reinigs und entstand, bevor ihr – wie sie sagt – der „Spaß an der DDR“ vergangen ist. Die lyrisch gebändigte Form, eine Sprache, die sachlich und schlicht eine Beobachtungshaltung konstituiert, die in ihrer Direktheit und Prägnanz aber umso eindringlicher wirkt, sowie die Referenz auf einen bekannten epischen Stoff – dies alles sichert dem Gedicht Korrosionsbeständigkeit. Es sind Zeilen, die sich dem Gedächtnis einprägen. So wird dieser Text Christa Reinigs auch immer dann hochgehalten, wenn man an die mehr und mehr in Vergessenheit geratene Autorin erinnern will, zuletzt 2008, als die *Zeit* auf den Tod der 82-Jährigen hinwies.

Robinson ist ein Gedicht über Vereinzelung, Vereinsamung und Selbstentfremdung. Auch zwischen Autorin und gesetzter Figur besteht scheinbar größtmögliche Distanz. In den wenigen Äußerungen zu ihrer dichterischen Praxis verweist Reinig aber auf die in ihren Texten enthaltene Selbstaussage, auf den Lebensbezug ihrer literarischen Produktion, mehr noch: Die in ihren ersten Gedichten verwendeten Figuren, allesamt Außenseiter, werden ihr zur Projektionsfläche: So lässt sie sich in einer Selbstinterpretation sagen: „Robinson? Das bin ich.“ Die damalige Identifikation mit männlichen Rollen – sie hebt hervor: „... ich war männlich“ – sieht sie als Notwendigkeit in einer maskulin und patriarchalisch geprägten Gesellschaft mit einem entsprechend ausgeformten Literaturbetrieb. So stellt sie sich in eine Reihe mit Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts wie Annette von Droste-Hülshoff, George Sand oder George Eliot. Später – nach ihrem „Übertritt zum Feminismus“ in den achtziger Jahren – bewertet sie die Verwendung männlicher Masken als Gefährdung der Auseinandersetzung mit sich selbst; erst der Durchbruch vom „er“ zum „sie“ habe ihr Selbsterkenntnis ermöglicht. Schon früh weiß sie mit sich als Verfasserin des *Robinson* nichts mehr anzufangen, sie fragt: „... was war das für ein Mensch, mein Vorfahr, der damals ‚Ich‘ hieß ... wer ist Christa Reinig.“ Die Fremdheit, mit der sich die Autorin begegnet, findet ihre Entsprechung im Motiv des Namens- und Selbstverlusts Robinsons. Die im Gedicht entworfene Vermittlungsperspektive setzt sich aus drei Instanzen zusammen: dichtende Christa Reinig – verborgen wahrnehmendes lyrisches Ich – betrachteter Robinson. Diese Anordnung erweist sich als ein Spiel mit drei Varianten des Autorinnen-Ichs, das Christa Reinig das Scheitern ihres Selbstvergewisserungsversuchs vorführt. Dabei tut dieser Outcast doch einiges, um sich am Leben zu halten und zu begreifen. Er stellt sich dem Existenzkampf, richtet sich ein in seinem Exil, lernt Selbst- und Naturbeherrschung, systematisiert sein Tun, nutzt vorhandenes Wissen, wird im Wechselspiel von Notwendigkeit und Freiheit schöpferisch tätig. Bis dahin erfüllt er – wie schon der Ur-Robinson – Ideale des aufgeklärten Bürgertums wie Selbstbehauptung, Gestaltungswillen, Zivilisationsanstrengung, geregeltes Leben. Aber der Sinn geht ihm dabei verloren, ihm bleibt Ausschluss, Leere, Trostlosigkeit inmitten all der Natur. So sucht er den Trost der Sprache, aber auch der versperrt sich ihm. Wem soll er sich mitteilen? Wer kann ihm antworten? Was kann er mit Sprache noch bewirken? Er bleibt auf sich selbst verwiesen. Gelänge es ihm, die Worte aus seiner Kehle zu befreien, sie würden verhallen, als nichtssagendes Echo verebben. Also, letzte Möglichkeit: schreiben, Sprache festhalten, sich selbst schreiben, sich mit seinem Namenszug, mühsam in eine Wand gekratzt, einen Spiegel vorhalten; doch immer weniger gelingt es ihm, sich darin zu erkennen. Schließlich fehlt ihm jeglicher Bezug zu dem, der er einmal war, wie auch zu dem, der er ist – der Name hat

keinerlei Bedeutung mehr. Die Sprache, der er sich vor seinem Inseldasein bedient hat, ist ihm verloren, er scheint nur noch zu funktionieren – bewusstlos, geschichtslos. Es bleibt der namenlose Schmerz.

In Christa Reinigs Robinson-Gedicht verbinden sich Existenz- und Realitätserfahrungen mit poetisch konzeptioneller Reflexion. Die gesellschaftliche Außenseiterposition ist ihr als Künstlerin gegenwärtig. Als Schriftstellerin stellt sie die Leistung der vorgefundenen abgebrauchten Sprache, auf die die Dichtung zurückgreifen muss, radikal in Frage. Ihr Vertrauen in das Ausdrucksvermögen der Sprache, vor allem, wenn sie das menschliche Ich und dessen Bedingungen fassen und begreifbar machen soll, ist erschüttert. Das in diesem Ansatz steckende Postulat der Notwendigkeit einer neuen, anderen Sprache ist spätestens seit Hofmannsthal nicht neu, es ist aber wenige Jahre nach Kriegsende das Misstrauen gegenüber einer Literatursprache, die sich unter der NS-Herrschaft hat korrumpieren lassen, hinzugekommen. Christa Reinig zeigt an der Sonderexistenz des Robinson, wie dem Isolierten jede Möglichkeit genommen ist, sich über Sprache zu erfahren. Sie lässt ihn ins Schweigen und die Sprachlosigkeit stürzen. Sein Schmerz aber wird Ausdruck der Sehnsucht, sich neuen Sinn zu geben und ihn vermitteln zu können. Und so lässt das Gedicht am Ende die Hoffnung stehen, dass Robinson und seine Schöpferin im „Untergang erkennen, was die Rettung ist.“ Stirb und werde. Kurt Pinthus' 1920 erschienene expressionistische Lyrik-Anthologie *Menschheitsdämmerung* ist zur Entstehungszeit des *Robinson* für Christa Reinig geradezu ein „Gebetbüchlein“. Da trägt die Lyrikerin ihre Ausweglosigkeitsbefürchtung und ihre Neuanfangshoffnung schon als Buchtitel mit sich herum. Robinson wird aus dem „Steinbruch der Stille“ (Stifter) Wörter mit neuen Verbindlichkeiten und Ungewissheiten formen und sie vielleicht zu der ersten Frage zusammenstellen: „Wer ist Christa Reinig?“

Indem die Robinson-Zeilen eine menschliche Extremsituation einfrieren, verweisen sie auf Grenzerfahrungen, meist existenzieller Natur, die das Leben der Autorin prägen: Kindheit unter prekären sozialen Verhältnissen, Nationalsozialismus, Krieg, Nachkrieg, DDR-Enge, Konflikte mit der DDR-Kulturbürokratie, Zensur, Mauerbau, Ausreise in die BRD, Homosexualität, Kampf gegen Verleger und Kritiker, ruinöse Verlagswechsel, Religionswechsel, Verkrüppelung durch falsche ärztliche Behandlung, Übertritt zu einem kompromisslosen Feminismus. Die Ausschlusserfahrung, das Bewusstsein zwischen massiven äußeren und inneren Barrieren festgesetzt zu sein, ist ein Hauptmotiv ihrer Dichtung. Schreibend sucht sie den Durchbruch, die Befreiung. 1964, anlässlich der Verleihung des Bremer Literaturpreises und ihrer Übersiedlung in die Bundesrepublik, sagt sie: „Ich musste mit unendlicher Geduld, mit Feilen und Fingernägeln eine Fuge herauskratzen, dann gibt es einen lockeren Stein,

dann breche ich den Stein heraus.“ Im Robinson-Gedicht hat sich diese Haltung im Bild des Sich-in-die-Wand-Hineinkratzens schon früh manifestiert.

Lieber Herr Sauder!

Dieser Anlass heute soll mir dazu dienen, Ihnen zu sagen, dass es ein besonderer Glücksfall in meinem beruflichen Leben war, bei Ihnen arbeiten zu können. Dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen!

Ad multos annos!

Textnachweis

Christa Reinig: Sämtliche Gedichte. Düsseldorf 1984, S. 18.

Dirk Baldes

Hilde Domin: Ziehende Landschaft

Man muß weggehen können
 und doch sein wie ein Baum:
 als bliebe die Wurzel im Boden,
 als zöge die Landschaft und wir ständen fest.
 Man muß den Atem anhalten,
 bis der Wind nachläßt
 und die fremde Luft um uns zu kreisen beginnt,
 bis das Spiel von Licht und Schatten,
 von Grün und Blau,
 die alten Muster zeigt
 und wir zuhause sind,
 wo es auch sei,
 und niedersitzen können und uns anlehnen,
 als sei es an das Grab
 unserer Mutter.

Das Gedicht, entstanden 1955 und publiziert zwei Jahre darauf in der katholischen Zeitschrift *Hochland*, gehört zweifellos der Exilliteratur an. Exilliteratur hier nicht verstanden im Sinne einer zeitlichen Terminierung von 1933 bis 1945, sondern als retrospektive Aufarbeitung einer prägenden Fremderfahrung, die viele Exilschriftsteller durch ihre weitgehende Isolation vom intellektuellen Kulturbetrieb zum Teil auch noch bis in die 50er Jahre hinein miteinander teilten. Das Leben im Exil und der damit verbundene Verlust von Muttersprache und Vaterland sowie die Trennung von der vertrauten Umgebung und dem heimischen Kulturbetrieb wurden als existenzbedrohende Entbehungen empfunden, denen Autoren wie etwa Stefan Zweig, Ernst Weiß oder Walter Benjamin zum Opfer fielen. Hilde Domin's Exil in der Dominikanischen Republik, das sie erst 1954 nach vierzehnjährigem Aufenthalt wieder verließ, ist insofern eine Steigerung dieser kulturellen Isolation, als es auf der Karibikinsel keine deutschsprachigen Intellektuellenzirkel gab, wie sie doch zumindest in den beliebteren Exilländern Mexiko, den USA oder Argentinien existierten.

Die existenzielle Angst vor dem Verlust der Heimat gerät in Domin's Lyrik – insbesondere nach dem Tod der geliebten Mutter 1951, der den literarischen Schaffensprozess der Autorin überhaupt erst in Gang setzt – immer wieder in den Blickpunkt und ist im vorliegenden Gedicht das bestimmende Thema.

Das Gedicht, in dem die Suche nach der Heimat getragen wird von zahlreichen gegensätzlich organisierten Bewegungs- und Ruheassoziationen, besteht aus zwei Sätzen, die anaphorisch mit der Aufforderung „Man muß“ beginnen, wobei die Wahl des Modalverbs ‚müssen‘ jeweils eine Handlungsnotwendigkeit antizipiert. Der erste Satz ist als sentenzartiges Paradoxon formuliert, die Heimat verlassen zu können und ihr doch verbunden zu bleiben wie ein fest verwurzelter Baum. Obwohl dieser Widerspruch umgehend durch eine Konjunktivkonstruktion als Vergleich relativiert wird – so „als bliebe die Wurzel im Boden, | als zöge die Landschaft [nur] und wir ständen fest“ –, wird damit eine Revision des Heimatbegriffes angedeutet, der nicht mehr bloß über einen topographisch fixierten Ort, sondern im Wesentlichen über einen Zustand der inneren Ruhe definiert wird. Der darauf folgende zweite Satz fordert diese Ruhe mit Nachdruck ein: „Man muß den Atem anhalten“, also innehalten, die Bewegung verlangsamen, ausdauernd und geduldig sein, bis man sich an das Neue gewöhnt hat und dies nach und nach „die alten Muster“ zeigt und schließlich vertraut wird. Für Domin bestand das Vertraute – wie bei so vielen Schriftstellern der äußeren aber auch der inneren Emigration – in der Wiederentdeckung der Muttersprache: „Wie ich, Hilde Domin, die Augen öffnete, die verweinten, in jenem Hause am Rande der Welt, wo der Pfeffer wächst und der Zucker und die Mangobäume, aber die Rose nur schwer, und Äpfel, Weizen, Birken gar nicht, ich verwaist und vertrieben, da stand ich auf und ging heim, in das Wort.“ Das Zitat aus ihrer autobiographischen Schrift *Unter Akrobatinnen und Vögeln* von 1962 macht deutlich, wie sehr die Autorin nach dem Tod der Mutter um eine neue Heimat aus Worten und Erinnerungen bemüht war. Zuhause sein, „wo es auch sei“, ist befreiender Ausdruck einer unverlierbaren Heimat, die losgelöst ist von ihrer topographischen Wurzel und somit zu einer ideellen Heimat wird, die überall hin mitgenommen werden kann. Der folgende, ebenfalls konjunktivisch realisierte Vergleich mit dem Grab der Mutter verlangsamt die Bewegung erneut und schließt die Suche nach der Heimat endgültig ab.

Fast sechzig Jahre später erscheint uns das Thema der Heimatsuche so zeitlos und aktuell wie damals, freilich unter anderen Vorzeichen. Die Globalisierung fordert heute mehr denn je eine Bereitschaft zu internationaler Mobilität und interkultureller Offenheit. Nicht nur für Hilde Domin war die Muttersprache Ruhepol der Heimat und damit Befreiung und Rettung; auch für uns ist sie die wichtigste Konstante unserer Identität, eine Wurzel in der Fremde – wo es auch sei.

Ihnen, lieber Herr Sauder, möchte ich an Ihrem heutigen Jubiläumstag sehr herzlich gratulieren und Ihnen danken für so viele lehrreiche Jahre an der Universität des Saarlandes; danken aber auch für die stete Anteilnahme an meinem Leben in der nordosteuropäischen ‚Fremde‘. Dort nach meinen akademischen Wurzeln gefragt, wusste man Ihren Namen immer sogleich zuzuordnen – für mich ein besonderes Gefühl von Stolz, Ruhe, Sicherheit und nicht zuletzt auch von Heimat. Auch dafür meinen herzlichsten Dank.

Textnachweis

Hilde Domin: Gesammelte Gedichte. Frankfurt/M. 1987, S. 13.

Reiner Marx

Rolf Dieter Brinkmann: Einen jener klassischen

Einen jener klassischen

schwarzen Tangos in Köln, Ende des
Monats August, da der Sommer schon

ganz verstaubt ist, kurz nach Laden
Schluß aus der offenen Tür einer

dunklen Wirtschaft, die einem
Griechen gehört, hören, ist beinahe

ein Wunder: für einen Moment eine
Überraschung, für einen Moment

Aufatmen, für einen Moment
eine Pause in dieser Straße,

die niemand liebt und atemlos
macht, beim Hindurchgehen. Ich

schrieb das schnell auf, bevor
der Moment in der verfluchten

dunstigen Abgestorbenheit Kölns
wieder erlosch.

Das Gedicht wurde 1975 in Rolf Dieter Brinkmanns lyrischer Hinterlassenschaft *Westwärts 1 & 2* veröffentlicht. Dieser Gedichtband – nach dem tragischen Tod des Autors durch einen Verkehrsunfall in London, dem er im Alter von 35 Jahren erlag, postum publiziert – zählt für viele zu den wichtigsten deutschsprachigen Lyrikbänden des 20. Jahrhunderts – ein Urteil, dem ich

mich jederzeit bereitwillig anschließen würde. Mein gewähltes Gedicht selbst wurde vielleicht noch bekannter, als Jürgen Theobaldy es 1977 in seine Anthologie *Und ich bewege mich doch ... Gedichte vor und nach 1968* aufnahm und zum Leittitel eines der Anthologie-Zyklen machte. Gerhard Sauder hat wenig später (ich habe mich geweigert, den genauen Zeitpunkt ausfindig zu machen, weil Mythen undatiert bleiben sollten) ein Seminar zur Lyrik der Gegenwart angeboten, mit Theobaldys Anthologie als Textgrundlage. Das war nicht nur für damalige Verhältnisse mehr als ungewöhnlich, sondern wäre es vermutlich heute mindestens im selben Maße. Lyrik und Gegenwart sind eine abenteuerliche Paarung, und die Universität, die keine Humboldt-Universität mehr ist, und die Lehrenden und die Lernenden dürften damit immer noch ihre Probleme haben.

Wie auch immer, wir haben damals Gegenwartslyrik gelesen und interpretiert und Brinkmanns Gedicht affizierte mich sofort.

Ich möchte im Folgenden meine beiden Zugänge zu diesem Text exponieren, ohne andere unerwähnt zu lassen: etwa die hohe Qualität der komplexen sprachlichen Struktur, die Aspekte von Pop- und Alltagskultur, die Elemente der Satzsyntaktik (z. B. der sehr lange erste Satz und der lapidare zweite und auch schon letzte), die (ich vermute einmal unbewusste) Emblematisierung, die semantischen Bildfelder und und und (vgl. hierzu die Interpretationen von Michael Zeller und Hermann Korte). Ich reduziere meine Lesart auf zwei Punkte, die das Gedicht zu einem meiner Lieblingsgedichte machten und machen:

Der Tango: Anfang der siebziger Jahre wurde der Tango als musikalisches Genre bei uns entdeckt, das mehr zu sein schien, als es bis dahin war. Tango war in Deutschland ein Standardtanz, zu dem aufreizend gekleidete, toupierte Blondinen mit leicht verblödet grinsenden befrackten Herren über das Parkett hüpfen, um sodann für ihre Leistung von Punktrichtern sich bewerten zu lassen. Südeuropäische und südamerikanische Musikformen wurden damals jedoch in ihrer elementaren Ursprünglichkeit wiederentdeckt. Neben Fado, Flamenco und anderen Folk-Ausdrucksformen erfuhr der authentische, echte, also „klassische“ Tango zu dieser Zeit seine Rehabilitation. Er wurde von argentinischen Künstlern mit Bandoneon in seiner Urform gespielt und vermittelte seine subtile wie eruptive Ambivalenz von Depression und Leidenschaft, von Melancholie und Begehren. Der ungemainen Sinnlichkeit dieses Tanzes, bei dem in den Vorstadtkneipen von Buenos Aires die Tanzpartner sich auffordern, indem sie sich gegenseitig ‚beriechen‘, steht gleichzeitig eine tiefe Traurigkeit gegenüber. Das meint Brinkmanns „klassischer, schwarzer“ Tango. Es ging ihm sicher noch nicht um die schwarzafrikanischen Wurzeln des Tangos (tango negro), über die man heute erst richtig Bescheid weiß, sondern um ein Bild vom Tango, das zwischen den beiden genannten extremen Polen pendelt.

Denn dieser schwarze, also authentische Tango fügt sich ein in die Endzeitstimmung des Gedichtes. Alles ist hier nämlich final: der Sommer ist zuende und verstaubt, die Läden sind geschlossen, die Kneipe ist dunkel, die Straße ist verrucht, und die ganze Stadt Köln ist abgestorben. Zum einen passt sich die schwarze Melancholie des Tangos (Man ist fast geneigt, an die schwarze Galle der Melancholie in der Medizin des 18. Jahrhunderts zu denken) nahtlos in die negative Wahrnehmung der großen Stadt ein; zum anderen initiiert sie „beinahe“ ein Wunder, wobei dieses „beinahe“ sicherlich auch die Größe dieses Gedichtes ausmacht – natürlich weiß Brinkmann, dass es keine Wunder gibt!

Ich bin beim zweiten Punkt meiner subjektiven Wertschätzung angelangt, der impliziten Lyriktheorie. Dieses Gedicht hat mir wie kein zweites den Sinn guter Lyrik offenbart, das Festhalten eines charismatischen Augenblicks, bevor er wieder entschwindet. In drei Stufen entfaltet der Text diesen Prozess: Zunächst in einer subjektiven Wahrnehmung, dann der Reflexion dieser Wahrnehmung und schließlich im Akt der schriftlichen Fixierung eben dieser Wahrnehmung und ihrer Reflexion. Letzteres scheint mir am wichtigsten: Am Schluss steht eine Lyriktheorie, die auch die meine ist für den lyrischen Diskurs – das Festhalten des beglückenden, verstörenden oder wie auch immer gearteten besonderen Augenblicks. Ich denke zusehends, dass die Ästhetik des Augenblicks, die Ästhetik der Plötzlichkeit oder wie man es auch bezeichnen will, die zentrale Legitimation von Lyrik darstellt. Die Erfahrung des Augenblicks wächst in solchen auratischen Momenten über die Linearität der Geschichte und unseres Daseins hinaus. Das Gedicht macht ihn unverlierbar und offenbart zugleich, dass Glück ein unhaltbarer Zustand ist, nicht dauerhaft gelebt werden kann (wer von uns kennt nicht diese Einsicht?). Einzig das Kunstwerk vermag den Moment aufzubewahren. Wie die Revolutionäre auf den Barrikaden von 1848, die Walter Benjamin aufruft, wenn sie auf die Turmuhren schießen, um die Zeit zum Stehen zu bringen und damit den Kairos der gelingenden Revolution festzuhalten, einzufrieren, aus Angst vor seiner zu befürchtenden und sich historisch auch einstellenden Vergänglichkeit, petrifiziert das Gedicht einen unhaltbaren Augenblick von existenzieller Erfahrung. So werden die Sekunden des schwarzen Tangos in der Kölner Vorstadt – ein waschechter Kölner sagte mir, es handle sich um den Kölner Stadtteil Ehrenfeld, – im Vorübergehen gehört, im Gedicht verlängert, indem es sie sprachlich konserviert und durch neuerliches Lesen oder Sprechen die Möglichkeit einer Erfahrungswiederholung bietet.

Rilkes Diktum aus der Ersten Duineser Elegie bleibt allerdings dadurch unwiderlegt: „Denn Bleiben ist nirgends.“ Natürlich hatte Plato recht, wenn er den Dichtern unterstellte, dass sie lügen. Wenn sie durch die Schrift den Kairos verlängern, gaukeln sie uns etwas vor, indem sie dem Glück oder anderen Un-

geheuerlichkeiten unseres Daseins mehr Langzeitwirkung zugestehen, als sie real besitzen. Aber ‚tröstet‘ dies nicht und ‚hilft‘?

Ich wünsche Dir, lieber Gerhard, noch viele solche beglückenden Augenblicke in Deinem künftigen Leben, wie das Gedicht von Rolf Dieter Brinkmann sie exemplarisch darstellt!

Textnachweis

Rolf Dieter Brinkmann: Westwärts 1 & 2. Gedichte. Reinbek bei Hamburg 1975, S. 25.

Dominik Schmitt

Robert Gernhardt: Deutung eines allegorischen Gemäldes

Fünf Männer seh ich
inhaltsschwer –
wer sind die fünf?
Wofür steht wer?

Des ersten Wams strahlt
blutigrot –
das ist der Tod
das ist der Tod

Der zweite hält die
Geißel fest –
das ist die Pest
das ist die Pest

Der dritte sitzt in
grauem Kleid –
das ist das Leid
das ist das Leid

Des vierten Schild trieft
giftignass –
das ist der Hass
das ist der Hass

Der fünfte bringt stumm
Wein herein –
das wird der
Weinreinbringer sein

Robert Gernhardt (1937–2006) war Schriftsteller, Zeichner und Maler. Bekannt wurde er als Autor der Satire-Magazine *Pardon* und *Titanic* sowie als Gag-Schreiber für den Komiker Otto Waalkes. Ab Anfang der 1990er Jahre wurde der Publikumsliebbling auch von der Literaturwissenschaft und -kritik entdeckt. Er gilt seither als einer der großen humoristischen Dichter in der Tradition von Heinrich Heine und Wilhelm Busch, Christian Morgenstern und Heinz Erhardt.

Das zitierte Gedicht stammt aus dem Lyrikband *Wörtersee* (1981). Es zeigt Kunst zunächst als Ausdruck des Existentiell-Tragischen, der Gefahren und der Verwerfungen des Lebens, die hier als Personifikationen negativer menschlicher Erfahrungen und Emotionen wie Tod, Leid und Hass auftreten. Indem die Figuren durch Attribute wie Wams, Geißel und Schild gekennzeichnet werden, scheinen sie in einem mittelalterlichen Entstehungskontext verortet zu sein und den Gedanken von der Vergänglichkeit des Lebens zu repräsentieren. Der Gebrauch der Ist-Formel in den Strophen zwei bis fünf lässt die Interpretation als absolut erscheinen. Es wird kein Interpretationsspielraum bei der Deutung des Gemäldes zugelassen. Erst das Auftreten des Weinreinbringers in Strophe sechs hebt diesen Sinnhorizont auf und entlarvt die Inhaltsschwere der allegorischen Dimension als Element der Überstilisierung bei der Betrachtung des Gemäldes. Wenn in Gernhardts Gedicht an dieser Stelle das vermeintlich Hochgeistige dem Hochprozentigen weicht, so zeigt sich, dass der existentielle Ernst von Kunst immer nur neben dem kathartischen Spaß überhaupt existieren kann. Der Anspruch des literarischen Höhenkamms und die Untiefen komischer Lyrik schließen einander nicht aus, sondern sind die beiden Seiten einer Medaille. Indem in der letzten Strophe des Gedichts das „das ist“ der vorhergehenden Passagen durch das freiere „das wird sein“ abgelöst wird, wird noch einmal unterstrichen, wie hier der Absolutheitsanspruch einer Deutung aufgehoben wird.

Das ist ein Grund, lieber Herr Sauder, warum ich dieses Gedicht für den heutigen Tag ausgewählt habe; denn das ist etwas, das ich bei Ihnen gelernt habe: Kunst ist Diskussions- und Interpretationsgegenstand und nichts, was als unantastbares und unnahbares Denkmal seiner eigenen Inhaltsschwere auf einem Sockel im Park des akademischen Elfenbeinturms stehen sollte. Ich bin kein typischer Sauder-Schüler, habe ich doch nie ein Seminar bei Ihnen belegt oder eine Abschlussarbeit bei Ihnen geschrieben. Stattdessen habe ich gegen Ende meines Magister-Studiums mehrfach Ihr literaturwissenschaftliches Kolloquium für Examenskandidaten besucht. Wir saßen freitags morgens in einem illustren Kreis zusammen und haben uns mit Themen und Persönlichkeiten befasst, die nicht unbedingt im Kernbereich der germanistischen Literaturwissenschaft zu verorten sind. Unvergessen ist für mich in diesem Zusammenhang ein Kolloquium zur feministischen Literaturtheorie, in dem neben mir und Ihren Mitarbeitern nur noch zwei Seniorenstudenten und ein japanischer Dok-

torand saßen und sich den *Gender Trouble* aus Judith Butlers gleichnamiger Studie zum Diskussionsleitfaden gemacht haben. In Kolloquien wie diesem habe ich gelernt, mich – unabhängig von Noten und akademischen Verpflichtungen – mit Texten auseinanderzusetzen, sie gemeinsam zu lesen, durch die genaue Lektüre einen Blick für die Feinheiten der Argumentationsstruktur zu entwickeln und anschließend über ihre Relevanz frei zu diskutieren. Ihre Offenheit für neue und zum Teil auch untypische Themen sowie die Freude an dem daraus resultierenden Gedankenaustausch hat mich in meiner Auslegung des Dozenten-Berufs an der Universität des Saarlandes geprägt. Dafür, lieber Herr Sauder, möchte ich mich herzlich bei Ihnen bedanken! Ich wünsche Ihnen alles Gute zu Ihrem Geburtstag!

Textnachweis

Robert Gernhardt: *Deutung eines allegorischen Gemäldes*. In: Ders.: *Gesammelte Gedichte 1954–2006*. Frankfurt/M. 2008, S. 111.

Stéphane Michaud

Wulf Kirsten: miszelle

nach Alfred Meißner

den rücken mit glüheisen gebrandmarkt,
beifußwolle auf der haut abgesengt,
gefolterten leibes liegt der gelähmte
in der matratzengruft lebendig begraben.

ihre korpulenz M. M. läßt unverdrossen
zum diner in die rue d'Amsterdam,
schleppt ihre busenfreundinnen an
nebst impertinenten verwandten.

aufgeblasene oxsenfrösche, perfide
schlangen, ein prachtexemplar
von fanfaron wie dieser monsieur Arnault,
spekulant, Barnum der hippodrome,

drückt einen fuß gegen die bettkante,
trommelt mit seinem kavalierstöckchen
im takt blasiert auf dem krankenlager
des wehrlosen siechen poeten herum.

selbstverliebt tremolierender prahlhans,
rodomontaden eines perfekten hohlkopfs,
der ihn gut zu unterhalten meint
mit seinem eitlen geschwätz.

gequält schreit lazarus auf,
lauthals verflucht er den gast,
denkt ihm deutsche kraftworte zu
in serie: zieh leine, halbes tier.

o schöne welt, du bist abscheulich.

Der Lyriker und Spracherneuerer Wulf Kirsten feiert den entlaufenen Romantiker Heine, der der Kunstperiode ein Ende setzte, und bekennt sich zu ihm als einem seiner Vorbilder, der Gedichte als „Klangbilder“ verstand und die Sprache der Lyrik zu einer „Gegensprache“ knetete. Der heutigen Jubiläumsfeier mag das Gedicht angemessen sein: Gerhard Sauder, den ich meinen Lehrer nennen darf – da er mich jungen Lektor am Romanischen Seminar der Universität Heidelberg in die poetische Welt Heines, ich darf ruhig hinzufügen: in die deutsche Literatur einführte –, prägte zu Beginn der siebziger Jahre zu einem guten Teil meine Auffassung der Lyrik, die später durch die enge Beziehung zu Dichtern wie Yves Bonnefoy und Michel Deguy genauere Form annahm. Die Lyrik ist keine rein ästhetische und musikalische Angelegenheit mit seelischem oder sozialem Niederschlag. Kraft ihrer sprachlich-schöpferischen Natur hat sie, so verletzlich sie auch ist, Bestand: In ihren mannigfaltigen Formen, selbst in der des Aufbruchs, wirkt sie in Richtung eines offenen menschlichen Zusammenseins. Bei aller Diskrepanz der erlebten Welt zeugt sie – dies enthüllte mir der Freund – von einem höchst bedrohten, doch gerade deswegen aufgrund der Sprache immer wieder zu bekräftigenden humanen Sein.

Zwei kurze biografische Daten im Hinblick auf den Jubilar und meine Beziehung zu ihm seien erlaubt, bevor ich mich Kirstens *miszelle* zuwende. Gerhard Sauder, 1969–71 Assistent oder Akademischer Rat am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg, bin ich mehr als die Einführung zu Heine schuldig: Er lehrte mich, den damals frischgebackenen Altphilologen der Sorbonne, der ich ohne jegliche Bildung auf dem Gebiet der neueren Philologien, gar der deutschen Literaturwissenschaft war, die zeitgenössische Literatur nicht von der früheren kanonischen zu trennen. Von ihm hörte ich zum ersten Mal von Paul Celan. Mit dem neugewonnenen Freund fuhr ich zu einer Lesung von Celan nach Tübingen und erlebte in derselben Veranstaltung Celans Übersetzer André Du Bouchet. Zu den Gründen, die mich zu der Wahl des gerade vorgetragenen Gedichts *miszelle* bewegten, kommt die Einladung hinzu, die Gerhard im vergangenen Herbst an Wulf Kirsten zu einer Lesung in St. Ingbert schickte. An der besonderen Nähe zu Wulf Kirsten, der mich aus freien Stücken zu seinem französischen Übersetzer machte, möchte ich heute den Jubilar teilnehmen lassen. Ich greife aus dem jüngsten Gedichtband, *fliehende ansicht*, dessen Originalausgabe 2012 bei Fischer publiziert wurde und der nun 2014 eine zweisprachige, deutsch-französisch von mir besorgte Ausgabe in Genf erlebt, *miszelle* heraus. Ihr, liebe Kollegen und Freunde und Gerhards freundlich-geduldiges Gehör werden mir über das Wagnis hinweghelfen, ein paar Ansätze zur Interpretation zu liefern. Ermutigt fühle ich mich auch von den vielen saarländischen Freunden von Wulf Kirsten (Ludwig Harig, Hans Arnfrid Astel, Johannes Kühn und Ralph Schock), nicht zu reden von den französischen Lyri-

kern Bonnefoy, Deguy und Jaccottet, deren Wertschätzung er genießt.

Woher stammt die geballte Kraft, die das Gedicht ausstrahlt? Gesättigt vom Erlebnis des siechen, in der Matratzengruft rue d'Amsterdam liegenden Dichters, wie es Alfred Meißner (1822–1885), Heines Vertrauter, vermittelte, rückt das Gedicht Heine in unsere unmittelbare Nähe. Er leidet in der dargestellten Szene unter der Unerzogenheit, die mit dem Geld einhergeht. Ein gewisser Herr Arnault, französischer Unterhaltungsunternehmer nach der Art des erfolgreichen amerikanischen Show- and Entertainment-Businessman Phineas Taylor Barnum (1810–1891), verkörpert diese Herrschaft des Geldes, das nun sein Unwesen treibt. Weder Paris als Ort der Handlung noch der leidende Dichter werden beim Namen genannt. Feinere Zeichen aber und schon die Reihe der ins Gedicht eingebauten Romanismen (*rodomontaden*) und direkt aus dem Französischen übernommenen Wörter (*fanfaron*, *monsieur Arnault*, *rue d'Amsterdam*, ein *diner* z. B.) weisen in diese Richtung. Bereits zu Anfang der zweiten Strophe verweist der Name Mathilde Murat, auf die Anfangsbuchstaben M. M. reduziert, auf des Dichters frivole, beliebte französische Frau. Sie organisiert mondäne Abende am Lager des siechen Poeten, zu denen reiche und freche Gäste („Ochsenfrösche“) geladen werden. Die dem späten Heine-Gedicht *Im Mai* entnommene Schlusszeile „*o schöne welt, du bist abscheulich*“ klingt voller Wut.

Das Kirsten'sche Gedicht liefert in modernem Sprachduktus ein klares Bekenntnis zu Heine. Mit dem Dichter im Exil teilt Kirsten die Distanz zur zeitgenössischen Welt, ob zur DDR-Zeit oder nach der Wende, deren faule Kompromisse er durchschaut. Die Distanz ist weniger national, als Distanz zu Frankreich, zu bewerten, als die zu einer poesiefeindlichen Welt. Kirsten wie schon Heine ist die Poesie höchster Wert. Doch wie bei Shakespeares Caliban gipfelt bei ihm die Sprache in der Verfluchung. Die Dichtung hat mit Schönfärberei nichts zu tun. Rebellische Lyrik, wie Kirsten sie in der Nachfolge des barocken Lyrikers Johann Christian Günther, Rimbauds, Iwar von Lückens und der Stalin-Opfer, Kliujew, Mandelstam und František Halas pflegt – allesamt Dichter, denen er ein Porträtedicht gewidmet hat –, ist in „dürftiger Zeit“ höchste Freiheit.

Textnachweis

Wulf Kirsten: *fliehende ansicht*. Frankfurt/M. 2012, S. 76.

Gerhard Sauder

Dankesworte

Sehr geehrter, lieber Herr Präsident, lieber Herr Dekan,
 verehrte Frau Mittelbewirtschafterin,
 lieber Gonthier, liebe ‚Ehemalige‘,
 meine Damen und Herren,

es ist kein Verdienst, 75 zu werden. Ich hätte mich auch nicht feiern lassen wollen, wenn dies nicht von Kollegen initiiert worden wäre. Dass nun aber so viele ehemalige Mitarbeiter nach Saarbrücken gekommen sind, um uns alle – besonders natürlich mich – mit ausgewählten Gedichten und Kurzkomentaren zu erfreuen, erfüllt mich mit großer Dankbarkeit.

Beim Nachdenken über das Alter – „wenn äußerlich die Zeit sich wendet“ –, drängt sich ein Thema auf, dem man ‚Nachhaltigkeit‘ zuschreiben kann: Alter und Jugend, Väter und Söhne. Das Ende der Lehrtätigkeit hieß ja nicht, künftig zur Untätigkeit verurteilt zu sein – es gibt noch so viel in Haus und Garten und am Schreibtisch zu tun! Aber die Einsicht von Natalia Ginzburg gilt: „Jetzt werden wir das, was wir nie zu werden gewünscht haben: wir werden alt.“ Daran zu denken war während der sogenannten aktiven Jahre keine Zeit – und die Arbeit mit den immer neuen Generationen von Studierenden wirkte erfrischend und stets neu motivierend. Es wäre überheblich, den folgenden Gedanken Lessings auf sich anzuwenden: „Welche Freude, wenn es heißt: / Alter, du bist alt an Haaren / Blühend aber ist dein Geist!“ Gewiss wünschte man sich das und bemüht sich darum, nicht ins Leere zu fallen, sich nicht von der Verzweiflung hinreißen zu lassen, die offenbar gestern den 87jährigen Erich Loest in seiner Krankheit überfiel, so dass er sich aus dem Fenster stürzte (einige unter uns erinnern sich wohl noch an seine launige Lesung in St. Ingbert – noch vor der Wende!).

Eine der schönen Gaben unseres Berufes ist der meist heitere Umgang mit so vielen Menschen, Kollegen, Kolleginnen, Studierenden – ich verzichte darauf zu schätzen, wie viele ich in Heidelberg, zu Gast in Japan, Tbilissi und Melbourne, auf Tagungen und bei Vorträgen kennen lernen durfte – in Saarbrücken wohl die meisten, darunter auch nicht wenige Kollegen, die nicht mehr

unter uns sind. Es ist ein Schatz an menschlicher Erfahrung, den man nicht so traurig bewerten muss wie Jean Paul (auch ein Jubilar des Jahres 2013): „Im Alter wird das ganze Gehirn ein Gottesacker vergangener Bekannte[r], bis man endlich selber dahin schwindet und nur noch in den Träumen der übrig gebliebenen Freunde noch fortspielt und erscheint.“ Wir entrinnen der Vergänglichkeit nicht – „Wie schnell eilt der Mensch von einem Rasiertag zum andern!“ „Die Jugend ist vergänglich aber das Alter ja auch und noch mehr.“ „Jede Gesundheit ist gemeinlich tödtlich, wenn sie lange anhält, etwa 70, 80 Jahre.“

Ich danke Ihnen für diese Feier der Vergänglichkeit, den Sprechern von Grußworten, den ehemaligen Mitarbeitern – ganz besonders Ralf Bogner, der heute dienstlich in Metz sein muss, und Sascha Kiefer für die Initiative, die zu diesem Fest geführt hat, und nicht zuletzt meiner Frau für die Sorge um alles! Wir laden Sie jetzt ein zu einem Umtrunk und Erfrischungen – süß und salzig!

Textnachweise

- Natalia Ginzburg: Das Alter. In: Das Insel-Buch vom Alter. Ausgew. v. Hans Bender. Frankfurt/M. 1977, S. 17–21, hier S. 17.
- Gotthold Ephraim Lessing: Werke. Bd. 1: Gedichte, Fabeln, Lustspiele. Hg. v. Herbert. G. Göpfert. München 1970, S. 80 (Die 47. Ode Anakreons).
- Jean Paul: Ideen-Gewimmel. Texte und Aufzeichnungen aus dem unveröffentlichten Nachlaß hg. v. Thomas Wirtz und Kurt Wölfel. München 2000, Nr. 1360, 1380, 1390, 1428.

Gerhard Sauder

Bibliographie 2003 ff.*

1. Selbständige Veröffentlichungen

- *Allem Abschied voran*. Reden und Vorträge anlässlich der Feier des 65. Geburtstages von Gerhard Sauder. 24. Oktober 2003. Universität des Saarlandes 2004. (Universitätsreden, Bd. 54).
- Ludwig Harig: *Familienähnlichkeiten: Deutsch-französische Sprachspiele*. Hg. v. G. S. München u. a. 2005. (Gesammelte Werke von Ludwig Harig, Bd. 1).
- Ludwig Harig: *Schönes Niemandsland: Gedankenspiele und Gedichte*. Hg. v. G. S. München u. a. 2006. (Gesammelte Werke von Ludwig Harig, Bd. 2).
- „Ich male wie ein Wilder“. Albert Weisgerber in Briefen und Dokumenten. Hg. v. G. S. Blieskastel 2006.
- *Gegen Aufklärung? Abschiedsvorlesung* 19. Juli 2006. Universität des Saarlandes 2007. (Universitätsreden, Bd. 67).
- Ludwig Harig: *Rousseau. Der Roman vom Ursprung der Natur im Gehirn/ Der kleine Brixius*. Hg. v. G. S. München 2009. (Gesammelte Werke von Ludwig Harig, Bd. 5).

2. Mitherausgeberschaft

- *Der frühe und der späte Herder: Kontinuität und/oder Korrektur/Early and Late Herder: Continuity and/or Correction*. Beiträge zur Konferenz der Internationalen Herder-Gesellschaft. Saarbrücken 2004. Hg. v. Sabine Groß und G. S. Heidelberg 2007.

3. Aufsätze

- Artikel „Arthur Henkel“, „Arnold Hirsch“, „Josef Körner“. In: *Internationales Germanisten-Lexikon*. Hg. v. Christoph König. Berlin, New York 2003, Bd. 2, S. 717–719, 754–755, 974–976.
- „Komet“(en)-Autorschaft. In: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 38 (2003), S. 14–29.
- Johann Gottfried Herder als Anwalt der Völker Mittel- und Osteuropas. In: *Studia niemcoznawcze* 38 (2004), S. 505–527.
- Lyrikmuster: das ‚Silberne Buch‘ und Herders Theorie des Gedichts. In: *Herder-Jahrbuch* 7 (2004), S. 45–68.

- Altes Testament: neue Literatur der siebziger Jahre. In: Johann Gottfried Herder: Aspekte seines Lebenswerkes. Hg. v. Martin Keßler und Volker Leppin. Berlin u. a. 2005, S. 29–45.
- Die andere Empfindsamkeit: Richard Alewyns Kritik an den Thesen von Gerhard Sauder. In: Das Projekt Empfindsamkeit und der Ursprung der Moderne: Richard Alewyns Sentimentalismusforschungen und ihr epochaler Kontext. Hg. v. Klaus Garber und Ute Széll. München 2005, S. 103–112.
- Der Rokoko-Voyeur: Aktäon. In: Anakreontische Aufklärung. Hg. v. Manfred Beetz und Hans-Joachim Kertscher. Tübingen 2005, S. 47–62.
- Entstehung und Rezeption des ‚Internationalen Germanistenlexikons‘. In: Theologie und Vergangenheitsbewältigung. Eine kritische Bestandsaufnahme im interdisziplinären Vergleich. In Zusammenarbeit mit Werner Müller hg. v. Lucia Scherzberg. Paderborn u. a. 2005, S. 120–132.
- Wilhelmine Karoline von Wobeser: Elisa oder das Weib wie es seyn sollte (1795). In: Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730–1900). Hg. v. Gudrun Loster-Schneider und Gaby Pailer. Tübingen, Basel 2006, S. 463–464.
- ‚Bildung für den Menschen‘: Herders europäische Literaturgeschichte. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 57 (2007), Nr. 1, S. 61–72.
- Kein Herder-Bild. In: Der frühe und der späte Herder: Kontinuität und/oder Korrektur [s. o.: 2.]. Heidelberg 2007, S. 13–32.
- Christian Felix Weißes „Amazonen-Lieder“ im Siebenjährigen Krieg. In: „Krieg ist mein Lied“. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien. Hg. v. Wolfgang Adam und Holger Dainat in Verbindung mit Ute Pott. Göttingen 2007, S. 193–214.
- Das indifferente ICH zwischen Satanismus und Askese: Max Brods Roman: „Schloß Nornepygge“. In: Kultura-Literatura-Język/Kultur-Literatur-Sprache. Festschrift für Herrn Professor Lech Kolago zum 65. Geburtstag. Hg. v. Katarzyna Grzywka, Joanna Godlewicz-Adamicz, Małgorzata Grabowska, Małgorzata Kosacka, Robert Małeckci. Warszawa 2007, S. 414–425.
- Der Germanist Arnold Hirsch (1901–1954) – eine Erinnerung. In: Médiation et Conviction. Mélanges offerts à Michel Grunewald. Hg. v. Pierre Béhar, Françoise Lartillot und Uwe Puschner. Paris 2007, S. 451–462.
- Psalmenübersetzungen und Psalmen im 20. Jahrhundert. In: Die Bibel und die Kultur der Gegenwart. Saarbrücker Ringvorlesung im Sommersemester 2006. Hg. v. Michael Hüthenhoff, Wolfgang Kraus und Bernd Schröder. St. Ingbert 2007 (Annales Universitatis Saraviensis, Philosophische Fakultäten, Bd. 27), S. 57–100.

- Albert Weisgerbers Illustrationen zu Märchen der Brüder Grimm und ‚Till Eulenspiegel‘. In: Studien zu Literatur, Sprache und Geschichte in Europa. Wolfgang Haubrichs zum 65. Geburtstag gewidmet. Hg. v. Albrecht Greule, Hans-Walter Herrmann, Klaus Ridder und Andreas Schorr. St. Ingbert 2008, S. 171–189.
- Gegen Aufklärung? In: Lenz Jahrbuch, Sturm-und-Drang-Studien 13/14 (2004–2007), S. 7–28.
- Heinrich Bölls Léon-Bloy-Lektüre: Ursprünge eines radikalen Katholizismus. In: „Ich sammle Augenblicke“. Heinrich Böll 1917–1985. Hg. v. Werner Jung und Jochen Schubert. Bielefeld 2008, S. 41–48.
- dass.: In: Moderne und Antimoderne. Der ‚Renouveau catholique‘ und die deutsche Literatur. Beiträge des Heidelberger Colloquiums vom 12. bis 16.9.2006. Hg. v. Wilhelm Kühlmann und Roman Lukscheiter. Freiburg/Br. 2008, S. 307–323.
- Restitutionsfragen – am Beispiel der Albert-Weisgerber-Sammlung der Stadt St. Ingbert. In: Das Recht und seine historischen Grundlagen. Festschrift für Elmar Wadle zum 70. Geburtstag. Hg. v. Tiziana J. Chiusi, Thomas Gergen und Heike Jung. Berlin 2008, S. 987–1004.
- ‚Fräulein von Sternheim‘ im Spiegel. Romance de Mesmons empfindsame Romantheorie. In: Komparatistik als Humanwissenschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Manfred Schmeling. Hg. v. Monika Schmitz-Emans, Claudia Schmitt und Christian Winterhalter. Würzburg 2008, S. 159–176.
- Ein leidenschaftlicher Pfälzer und Philologe. Nachruf auf Rolf Paulus. In: Chaussee Heft 22 (2008), S. 103–105.
- dass. In: Maler Müller Almanach 2010. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Bad Kreuznacher Freundeskreises Maler Müller e. V., Bad Kreuznach 2010 [Nr. 8 in der Reihe der Maler-Müller-Almanache], S. 10–12.
- Ludwig Meidners expressionistische Texte, Zeichnungen und Bilder – Divergenz oder Synthese der Künste? In: Immer ist es Sprache. Mehrsprachigkeit – Intertextualität – Kulturkontrast. Festschrift für Lutz Götze zum 65. Geburtstag. Hg. v. Thomas Grimm und Elisabeth Venohr. Frankfurt/M. u. a. 2009, S. 383–411.
- Die Darstellung von Aufklärung in Herders ‚Adrastea‘ und die Kritik Schillers und Goethes. In: Aufklärung und Klassik im Dialog. Hg. v. Andre Rudolph und Ernst Stöckmann. Tübingen 2009, S. 169–185.
- Lob der Reform: Klopstocks *Ode an den Kaiser*. In: Lyrik im historischen Kontext. Festschrift für Reiner Wild. Hg. v. Andreas Böhn, Ulrich Kittstein, Christoph Weiß unter Mitarbeit v. Sandra Beck. Würzburg 2009, S. 91–102.

- Heinrich Böll als Intellektueller. In: Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert. 39 Porträts. Hg. v. Hans-Rüdiger Schwab. Kevelaer 2009, S. 511–529.
- Herder's Poetic Works, His Translations and His Views on Poetry. In: A Companion to the Works of Johann Gottfried Herder. Edited by Hans Adler and Wulf Koepke. Rochester, New York 2009, S. 305–330.
- Günter Eichs Prosagedichte: *Maulwürfe*. In: Günter Eichs Metamorphosen. Marbacher Symposium aus Anlass des 100. Geburtstages am 1. Februar 2007. Hg. v. Carsten Dutt und Dirk von Petersdorff. Heidelberg 2009, S. 47–74.
- ‚Ein souveränes Nest!‘ Karlsruhe in der Reiseliteratur 1800–1850. In: Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution. Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850. Hg. v. Achim Aurnhammer, Wilhelm Kühlmann und Hansgeorg Schmidt-Bergmann. Freiburg/Br., Berlin, Wien 2010, S. 289–311.
- ‚Werther‘ – empfindsam? In: Neue Einblicke in Goethes Erzählwerk/Nouveaux regards sur l'œuvre narrative de Goethe. Genese und Entwicklung einer literarischen und kulturellen Identität/Genèse et évolution d'une identité littéraire et culturelle. Zu Ehren von/En l'honneur de Gonthier-Louis Fink. Hg. v. Raymond Heitz und Christine Maillard. Heidelberg 2010, S. 27–44.
- Vorgeschichte und Folgen der Bücherverbrennung im Mai 1933. In: Verfeimt und Verboten. Vorgeschichte und Folgen der Bücherverbrennungen 1933. Hg. v. Julius H. Schoeps und Werner Treß. Hildesheim, Zürich, New York 2010, S. 31–45.
- Mein liebster Text von Ludwig Harig: Ein Herbsttag mit Julie. In: Im Anfang war das Wort. Literarisches Porträt. Ludwig Harig zum Achtzigsten. Hg. v. Uta Kutter und Guntram Zürn. Thomas Kopfermann gewidmet. Beiträge eines Kolloquiums, das vom 25. bis 27. Oktober 2007 in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach von der Akademie für gesprochenes Wort veranstaltet wurde. Stuttgart 2010, S. 102–103.
- „Sozialgeschichte der Literatur“: ein gescheitertes Experiment? In: Kultur-Poetik 10, 2 (2010), S. 250–263.
- Ansichten der Empfindsamkeit im Werk Sophie von La Roches. In: „Ach, wie wünschte ich mir Geld genug, um eine Professur zu stiften“. Sophie von La Roche im literarischen und kulturpolitischen Feld von Aufklärung und Empfindsamkeit. Hg. v. Gudrun Loster-Schneider und Barbara Becker-Cantarino unter Mitarbeit v. Bettina Wild. Tübingen 2010, S. 11–26.
- Johann Gottfried und Caroline Herder: „Jakobiner“? In: Herausforderung Herder. Herder as Challenge. Ausgewählte Beiträge zur Konferenz der In-

- ternationalen Herder-Gesellschaft Madison 2006. Hg. v. Sabine Groß. Heidelberg 2010, S. 171–183.
- Enthusiasmus und Bürgersinn. Anmerkungen zur Geschichte des Freien Deutschen Hochstifts. In: Goethe-Jahrbuch 127 (2010), S. 285–291.
 - Innere Linie – innere Form. Für Leo Kornbrust zum 80. Geburtstag. In: Leo Kornbrust. Werkverzeichnis der Skulpturen. Bd. II: Ergänzungen und Korrekturen 1952–1999. Neue Arbeiten 1999–2011. St. Wendel 2011, S. 55–58.
 - Lobrede auf Gonthier-Louis Fink. In: Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II: Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften an Prof. Dr. Dr. hc. mult. Gonthier-Louis Fink 9.2.2011. Saarbrücken 2011. (Universitätsreden 86), S. 13–20.
 - Reduktionskost für Bachelor-Germanisten. Vom zweifelhaften Wert heutiger Häppchenliteraturgeschichte. In: Saarbrücker Zeitung, 22.12.2011.
 - Literatur für alle! 30 Jahre St. Ingberter Literaturforum. In: ALG Umschau, Sonderheft 25 Jahre ALG 2011, S. 29.
 - Ludwig Harig. Vom Spiel mit Wörtern zum ‚Lebensspiel‘. In: Die Literaturen der Großregion Saar-Lor-Lux-Elsass in Geschichte und Gegenwart. Hg. v. Ralf Bogner und Manfred Leber. Saarbrücken 2012, S. 193–211.
 - Literatur und Bombenkrieg – Kritik an der Sebald-These. In: Berührungen. Komparatistische Perspektiven auf die frühe deutsche Nachkriegsliteratur. Hg. v. Günter Butzer und Joachim Jacob. München 2012, S. 231–239.
 - Genetiker und Neandertaler. Sibylle Knauss’ Roman „Fremdling“ – Lesung am Montag. In: Saarbrücker Zeitung, 23./24.06.2012.
 - [Auszug aus: L. Harig: Vom Spiel mit Wörtern zum ‚Lebensspiel‘]. Das frivole Spiel mit den Wörtern. Permutation, Anakoluth und andere Ernüchterungen – die Experimente des frühen Harig. In: Ludwig Harig. Aus dem Leben eines Luftkutschers. Entdecker Magazin 002/2012. Hg. v. Klaus Brill und Benno Rech. Marpingen-Alsweiler 2012, S. 55–59 (Edition Schaumberg).
 - Interview [Michael Schlott]: Gerhard Sauder. In: Wege der Aufklärung in Deutschland. Die Forschungsgeschichte von Empfindsamkeit und Jakobinismus zwischen 1965 und 1990 in Experteninterviews. Eingeleitet, bearbeitet, kommentiert und hg. v. Michael Schlott. Stuttgart, Leipzig 2012. (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Bd. 83), S. 376–401.
 - *Bund auf ewig!* Der „Göttinger Hain“ 1772–1774. In: Lenz Jahrbuch, Literatur – Kultur – Medien 1750–1800. 19 (2012), S. 9–47.
 - Frühe Neuzeit – frühe Aufklärung: Epochenprobleme. In: Epoche und Projekt. Perspektiven der Aufklärungsforschung. Hg. v. Stefanie Stockhorst. Göttingen 2013. (Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementa, Bd. 17), S. 25–46

- Dilettantische Enzyklopädik: Daniel Jenisch (1762–1804). In: Berliner Aufklärung. Kulturwissenschaftliche Studien. Bd. 5. Hg. v. Ursula Goldenbaum und Alexander Košenina. Hannover 2013, S. 138–162.
- Paul Raabe (1927–2013) zum Gedenken. In: Das achtzehnte Jahrhundert Jg. 37. H. 2 (2013), S. 167–170.
- Märchenbilder. In: Albert Weisgerber. Märchen der Brüder Grimm. Hg. v. Kathrin Elvers-Svamberk. 30. November 2013 bis 16. März 2014. Saarländmuseum Saarbrücken 2013, S. 9–17.
- Wollen und Können: Lenz‘ „Die Landplagen“. In: Lenz-Jahrbuch. Literatur – Kultur – Medien 1750–1800. Bd. 20 (2013), S. 9–37.

4. Rezensionen

- Theodor Verweyen: Bücherverbrennungen: eine Vorlesung aus Anlaß des 65. Jahrestages der „Aktion wider den undeutschen Geist“. Heidelberg 2000. In: Arbitrium 21 (2003), H. 2, S. 235–238; in: Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik 8 (2003), S. 250–258.
- Thomas Lischeid: Symbolische Politik. Das Ereignis der NS-Bücherverbrennung 1933 im Kontext seiner Diskursgeschichte. Heidelberg 2001. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 96 (2004), Nr. 1, S. 150–152; in: Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik 8 (2003), S. 242–250; in: Arbitrium 21 (2003), H. 3, S. 360–362.
- A history of reading in the West, ed. by Guglielmo Cavallo und Roger Chartier. Amherst u. a. 2003. In: KulturPoetik 4 (2004), Nr. 2, S. 255–258.
- Günther Stocker: Schrift, Wissen und Gedächtnis: Das Motiv der Bibliothek als Spiegel des Medienwandels im 20. Jahrhundert. Würzburg 1997. In: KulturPoetik 4 (2004), Nr. 2, S. 264–266.
- Sandrine Aragon: Des Liseuses en péril. Les images de lectrices dans les textes de fiction de ‚La Prétieuse‘ de l’abbé de Pure à ‚Madame Bovary‘ de Flaubert (1656–1856). Paris 2003. In: KulturPoetik 4 (2004), Nr. 2, S. 258–261.
- Jürgen Nelles: Bücher über Bücher: das Medium Buch in Romanen des 18. und 19. Jahrhunderts. Würzburg 2002. In: KulturPoetik 4 (2004), Nr. 2, S. 263–264.
- Dietmar Rieger: Imaginäre Bibliotheken. Bücherwelten in der Literatur. München 2002. In: KulturPoetik 4 (2004), Nr. 2, S. 262–263.
- Monika Fick: Lessing-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. 2. durchges. und erg. Aufl. Stuttgart u. a. 2004. In: Lessing Yearbook 36 (2004), S. 204–208.

- Tanja Reinlein: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit: erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale. Würzburg 2003. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 97 (2005), Nr. 3, S. 539–542.
- Jacques Fabry: Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817): esotérisme chrétien et prophétisme apocalyptique. Bern u. a. 2003. In: Arbitrium 23 (2005), Nr. 1, S. 72–74.
- Dirk Kemper: ‚Ineffabile‘: Goethe und die Individualitätsproblematik der Moderne. Paderborn u. a. 2004. In: Goethe-Jahrbuch 122 (2005), S. 368–370.
- Werner Treß: ‚Wider den undeutschen Geist‘: Bücherverbrennung 1933. Berlin 2003. In: Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik 10 (2005), S. 300–302.
- Achim Aurnhammer/Dieter Martin (Hg.): Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung. Tübingen 2004. In: IASL online [6.6.2007].
- Nachgelesen. Zu Stefan Pautlers Thesen über pietistische Weltdeutung bei Lenz. Stefan Pautler: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang. Gütersloh 1999. In: Lenz Jahrbuch, Sturm-und Drang-Studien 13/14 (2004–2007), 2008, S. 366–370.
- Mehr als ein Brandbericht: die ‚Fewrige Freystadt‘ von Andreas Gryphius ist nun zugänglich. Andreas Gryphius: Fewrige Freystadt. Erste Neuedition seit 1637. Text und Materialien. Hg. und kommentiert v. Johannes Birgfeld. Hannover 2006. In: IASL online [1.4.2008].
- Annemarie Mejcher-Neef: Hadern mit Deutschland – Heinrich Heines Bekenntnis zu Frankreich und Europa. 2 Bde. Hamburg 2003. In: Patricia Oster/Hans-Jürgen Lüsebrink (Hg.): Am Wendepunkt. Deutschland und Frankreich um 1945 – zur Dynamik eines ‚transnationalen‘ kulturellen Feldes. Dynamiques d’un champ culturel ‚transnational‘ – L’Allemagne et la France vers 1945. Bielefeld 2008. In: Frankreich-Forum. Jahrbuch des Frankreichzentrums der Universität des Saarlandes 7, 2006/2007. S. 376–377.
- Beda Allemann: Heinrich von Kleist. Ein dramaturgisches Modell. Aus dem Nachlaß hg. v. Eckart Oehlenschläger. Bielefeld 2005. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 100, Nr. 2 (2008), S. 297–300.
- Hans Adler (Hg.): Nützt es dem Volke, betrogen zu werden? Est-il utile au Peuple d’être trompé? Die Preisfrage der Preußischen Akademie für 1780. 2 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt 2007. (Forschungen und Materialien zur Universitätsgeschichte. Abt. I: Quellen zur Universitätsgeschichte, Bd. 2.1, 2.2). In: Zeitschrift für Germanistik, N. F. 3 (2008), S. 669–672.
- Marcel Sturm: Goethes Weg nach Weimar. Zur Kontinuität und Diskontinuität des Sturm und Drang in den Jahren 1770–1790. Frankfurt/M. 2007. In: Goethe-Jahrbuch 125 (2008), S. 293–295.

- Epilepsie als Metapher? Steffi Ehlebracht: Gelingendes Scheitern. Epilepsie als Metapher in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Würzburg 2008. In: *KulturPoetik* 9, 2 (2009), S. 291–294.
- Hugh Barr Nisbet: Lessing. Eine Biographie. Aus dem Englischen übersetzt v. Karl S. Guthke. München 2008. In: *Lenz Jahrbuch, Literatur – Kultur – Medien 1750 – 1800* 16 (2009), S. 165–171.
- Paul Kahl: Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition – Historische Untersuchung – Kommentar (Exempla critica/Historisch-kritische Einzelausgaben zur neueren deutschen Literatur 2). Tübingen 2006. In: *Arbitrium* 28 (2010), Nr. 3, S. 310–316.
- Ein Thesaurus für Goethe. Das ‚Goethe-Wörterbuch‘ [Bd. IV]. In: IASL online [24.8.2011].
- Gellert und die empfindsame Aufklärung. Vermittlungs-, Austausch- und Rezeptionsprozesse in Wissenschaft, Kunst und Kultur. Hg. v. Sibylle Schönborn und Vera Viehöver. Berlin 2009. In: *Monatshefte* 103 (2011), S. 446–450.
- Matthias Rothe: Lesen und Zuschauen im 18. Jahrhundert. Die Erzeugung und Aufhebung von Abwesenheit. Würzburg 2005. In: *Lessing Yearbook/Jahrbuch* 39 (2010/2011), S. 376–379.
- Sikander Singh: Christian Fürchtegott Gellert. Hannover 2010. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 37 (2013), H. 1, S. 103–106.
- Rüdiger Görner: Goethes geistige Morphologie. Studien und Versuche. Heidelberg 2012. In: *Goethe-Jahrbuch* 129 (2012), S. 224–227.
- Karin Hausen: Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte. Göttingen 2012. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* Jg. 37, H. 2 (2013), S. 315–318.
- Rüdiger Safranski: Goethe – Kunstwerk des Lebens. München 2013. In: *Saarbrücker Zeitung* 28.2.2014.

*Vgl. das ‚Verzeichnis der Publikationen von G.S. (Stand 2003)‘ in den *Saarbrücker Universitätsreden* Bd. 54, Saarbrücken 2004, S. 37–68.

(Stand: 24.05.2013)

Bisher veröffentlichte Universitätsreden

- 1 *Joseph Gantner*, Leonardo da Vinci (1953)

Neue Serie

- 13 *Johann Paul Bauer*, Universität und Gesellschaft (1981)
Ernst E. Boesch, Von der Handlungstheorie zur Kulturpsychologie – Abschiedsvorlesung von der Philosophischen Fakultät (1983)
- 14 *Hermann Josef Haas*, Medizin – eine naturwissenschaftliche Disziplin? (1983)
- 15 *Werner Nachtigall*, Biologische Grundlagenforschung (1983)
- 16 *Kuno Lorenz*, Philosophie – eine Wissenschaft? (1985)
- 17 *Wilfried Fiedler*, Die Verrechtlichung als Weg oder Irrweg der Europäischen Integration (1986)
- 18 *Ernest Zahn*, Die Niederländer, die Deutschen – ihre Geschichte und ihre politische Kultur (1986)
- 19 *Axel Buchter*, Perspektiven der Arbeitsmedizin zwischen Klinik, Technik und Umwelt (1986)
- 20 Reden anlässlich der Verleihung der Würde eines Ehrensensors an Herrn Ernst Haaf und Herrn Dr. Wolfgang Kühborth (1987)
- 21 *Pierre Deyon*, Le bilinguisme en Alsace (1987)
- 22 *Jacques Mallet*, Vers une Communauté Européenne de la Technologie
Rainer Hudemann, Sicherheitspolitik oder Völkerverständigung? (1987)
- 23 *Andrea Romano*, Der lange Weg Italiens in die Demokratie und den Fortschritt
Rainer Hudemann, Von der Resistenza zur Rekonstruktion
Helene Harth, Deutsch-italienische Literaturbeziehungen (1987)
- 24 *Alfred Herrhausen*, Macht der Banken (1987)
- 25 *Gerhard Schmidt-Henkel*, „Die Wirkliche Welt ist in Wahrheit nur die Karikatur unserer großen Romane“ – über die Realität literarischer Fiktion und die Fiktionalität unserer Realitätswahrnehmungen (1995)
- 26 *Heike Jung*, Johann Paul Bauer, Problemkreis AIDS – seine juristischen Dimensionen (1988)
- 27 *Horst Albach*, Praxisorientierte Unternehmenstheorie und theoriegeleitete Unternehmenspraxis (1987)
- 28 Reden und Vorträge aus Anlass der Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber an Bischof Monseñor Leonidas E. Proaño (1988)
- 29 Jubiläumssymposium zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Martin Schrenk und zum 15jährigen Bestehen des Instituts für Klinische Psychotherapie (1988)
- 30 *Hermann Krings*, Universität im Wandel: „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß“ (Heraklit) (1988)
- 31 *Wolfgang J. Mommsen*, Max Weber und die moderne Geschichtswissenschaft (1989)

- 32 *Günter Hotz*, Algorithmen, Sprachen und Komplexität (1990)
- 33 *Michael Veith*, Chemische Fragestellungen: Metallatome als Bausteine von Molekülen (1992)
- 34 *Torsten Stein*, Was wird aus Europa? (1992)
- 35 *Jörg K. Hoensch*, Auflösung – Zerfall – Bürgerkrieg: Die historischen Wurzeln des neuen Nationalismus in Osteuropa (1993)
- 36 *Christa Sauer/Johann Marte/Pierre Béhar*, Österreich, Deutschland und Europa (1994)
- 37 Reden aus Anlass der Verabschiedung von Altpräsident Richard Johannes Meiser (1994)
- 38 *Karl Ferdinand Werner*, Marc Bloch und die Anfänge einer europäischen Geschichtsforschung (1995)
- 39 Hartmann Schedels Weltchronik, Eine Ausstellung in der Universitäts- und Landesbibliothek Saarbrücken (1995)
- 40 *Hans F. Zacher*, Zur forschungspolitischen Situation am Ende des Jahres 1994 (1995)
- 41 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Fred Oberhauser (1997)
- 42 *Klaus Martin Girardet*, Warum noch 'Geschichte' am Ende des 20. Jahrhunderts? Antworten aus althistorischer Perspektive (1998)
- 43 *Klaus Flink*, Die Mär vom Ackerbürger. Feld- und Waldwirtschaft im spätmittelalterlichen Alltag rheinischer Städte (1998)
- 44 Ehrenpromotion, Doktor der Naturwissenschaften, von Henri Bouas-Laurent (1999)
- 45 *Rosmarie Beier*, Menschenbilder. Körperbilder. Prometheus. Ausstellungen im kulturwissenschaftlichen Kontext (1999)
- 46 *Erika Fischer-Lichte*, Theater als Modell für eine performative Kultur (2000)
- 47 *Klaus Martin Girardet*, 50 Jahre „Alte Geschichte“ an der Universität des Saarlandes (2000)
- 48 Philosophie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2000)
- 49 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. phil. Jörg K. Hoensch (2001)
- 50 Evangelische Theologie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2002)
- 51 *Franz Irsigler*, Was machte eine mittelalterliche Siedlung zur Stadt? (2003)
- 52 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Günther Patzig (2003)
- 53 Germanistik im interdisziplinären Gespräch. Reden und Vorträge beim Abschiedskolloquium für Karl Richter (2003)
- 54 Allem Abschied voran. Reden und Vorträge anlässlich der Feier des 65. Geburtstages von Gerhard Sauder (2004)
- 55 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. jur. Dr. h.c. mult. Alessandro Baratta (2004)
- 56 Gedenkfeier für Bischof Prof. Lic. theol. Dr. phil. Dr. h.c. mult. Gert Hummel (2004)
- 57 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Jan Lichardus (2005)
- 58 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Richard van Dülmen (2005)
- 59 *Klaus Martin Girardet*, Das Neue Europa und seine Alte Geschichte (2005)

- 60 Psychologie der Kognition. Reden und Vorträge anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. Werner H. Tack (2005)
- 61 *Alberto Gil*, Rhetorik und Demut, Ein Grundsatzpapier zum Rednerethos, Vortrag zur Eröffnung des Workshops „Kommunikation und Menschenführung“ im Starterzentrum (2005)
- 62 Oft gescholten, doch nie zum Schweigen gebracht. Treffen zum Dienstende von Stefan Hüfner (2006)
- 63 Theologische Perspektiven aus Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2006)
- 64 Germanistisches Kolloquium zum 80. Geburtstag von Gerhard Schmidt-Henkel (2006)
- 65 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wegener (2006)
- 66 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Jürgen Domes (2006)
- 67 *Gerhard Sauder*, Gegen Aufklärung? (2007)
- 68 50 Jahre Augenheilkunde an der Universität des Saarlandes 1955–2005 (2007)
- 69 *Elmar Wadle*, Urheberrecht zwischen Gestern und Morgen – Anmerkungen eines Rechtshistorikers (2007)
- 70 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Rudolf Richter (2007)
- 71 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Bernhard Aubin (2007)
- 72 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Gerhard Lüke (2007)
- 73 Dokumentationsziele und Aspekte der Bewertung in Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen. Beiträge zur Frühjahrstagung der Fachgruppe 8 – Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen – des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare (2007)
- 74 Gemeinsame anglistisch-germanistische Antrittsvorlesung von Ralf Bogner und Joachim Frenk. Geschichtsklitterung oder Was ihr wollt. Fischart und Shakespeare schreiben im frühneuzeitlichen Europa (2007)
- 75 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Wolfgang Haubrichs (2008)
- 76 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. h.c. Peter Grünberg (2008)
- 77 *Michael McCormick*, Karl der Große und die Vulkane. Naturwissenschaften, Klimageschichte und Frühmittelalterforschung (2008)
- 78 Gedenkfeier für Universitätsprofessor und Ehrensenator Dr. Günther Jahr (2008)
- 79 *Heike Jung*, Das kriminalpolitische Manifest von Jean-Paul Marat (2009)
- 80 Quo vadis, Erziehungswissenschaft? Ansätze zur Überwindung der Kluft zwischen Theorie und Praxis. Podiumsdiskussion anlässlich der Emeritierung von Herrn Universitäts-Professor Dr. phil. Peter Strittmatter (2009)
- 81 1983-2008. 25 Jahre Partnerschaft Universität des Saarlandes – Staatliche Ivane-Iavachischvili-Universität Tbilissi / Tiflis (Georgien) (2009)

Erschienen im Universitätsverlag des Saarlandes

- 82 Festakt anlässlich des 65. Geburtstages von Lutz Götze mit seiner Abschiedsvorlesung „Von Humboldt lernen“ (2011)
- 83 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Manfred Schmeling (2011)

- 84 10 Jahre Historisch orientierte Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes (2011)
- 85 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät I Geschichts- und Kulturwissenschaften an Dieter R. Bauer, Leiter des Referats Geschichteder Akademie der Diözese Rottenburg–Stuttgart (2008)
- 86 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften an Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink 9. Februar 2010
- 87 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. mult. Günter Wöhe 7. Januar 2009
- 88 Gelehrte am Rande des Abgrunds: Über Professoren in Literatur und Film Antrittsvorlesung von Christiane Solte-Gresser Lehrstuhl für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft Fachrichtung 4.1. Germanistik am 31. Januar 2011
- 89 Griechen und Europa Die große Herausforderung der Freiheit im fünften Jahrhundert v. Chr. Europavortrag von Christian Meier am 20. Januar 2010
- 90 30 Jahre Partnerschaft St.-Kliment-Ochridski-Universität Sofia Universität des Saarlandes. Beiträge zum Festakt in Saarbrücken 7. Dezember 2010
- 91 Akademische Feier zur Verabschiedung von Herrn Universitätsprofessor Herrn Dr. Hartmut Bieg am 25. Januar 2010
- 92 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Herrn Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. Heinz Müller-Dietz am 15. November 2011
- 93 Jubiläumsfeier 60 Jahre Institut für Kunstgeschichte an der Universität des Saarlandes am 22. Juli 2011
- 94 Karsten Jedlitschka Singuläres Erbe. Die archivalischen Hinterlassenschaften der Staatssicherheit 31. Januar 2012
- 95 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Herrn Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. mult. Max Pfister am 27. April 2012
- 96 „Martin von Tours – Krieger – Bischof – Heiliger“ Kolloquium zum 50. Geburtstag von Herrn Prof. Dr. theol. Joachim Conrad 12. November 2011
- 97 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften an Herrn Prof. Dr. Edgar Rosenberg am 11. Juli 2012
- 98 Akademische Gedenkfeier für Herrn Universitätsprofessor Dr. Christian Autexier am 14. Dezember 2012
- 99 Akademische Gedenkfeier für den Altrektor und Ehrensator der Universität des Saarlandes Herrn Universitätsprofessor Dr. Gerhard Kielwein am 5. Juni 2013
- 100 Festakt zur 50-Jahr-Feier der Fachrichtung Evangelische Theologie an der Universität des Saarlandes am 22. Juni 2013

